Leseprobe

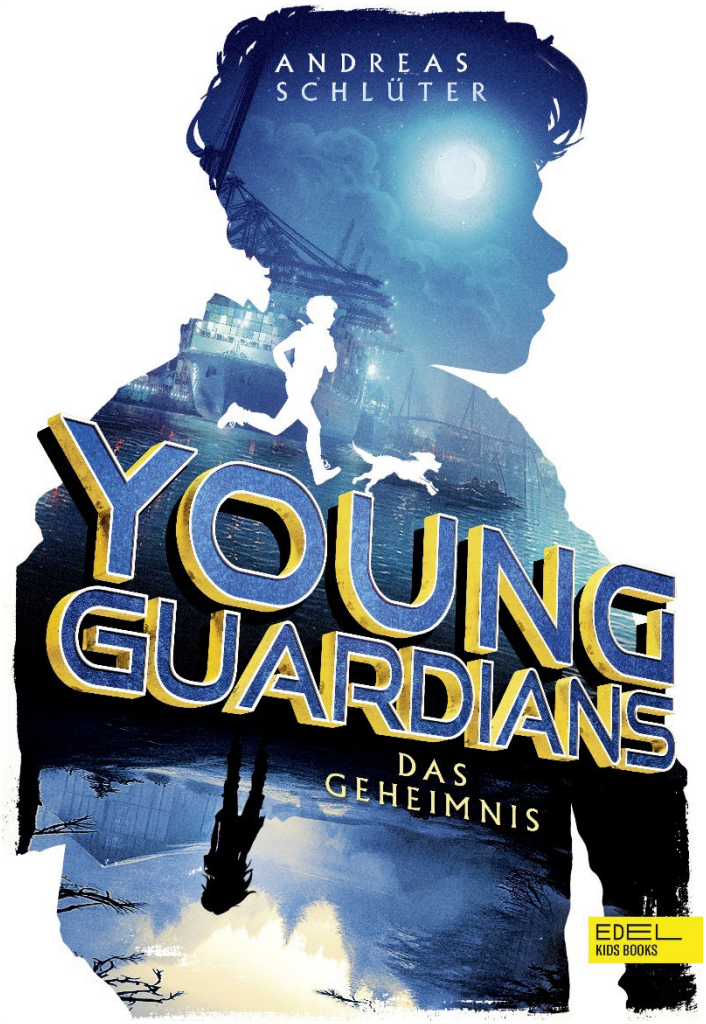
YOUNG GUARDIANS

Das Geheimnis

von

Andreas Schlüter

2022



Ein besonderes Datum

Robin zurrte die prallvolle Mülltüte zu, zerrte sie aus dem Metalleimer und gab seinem besten Freund Jonas Bescheid, der am Spülbecken stand und gerade die erste von vier großen Pfannen auswusch: „Bin gleich zurück."
„Okay", antwortete Jonas.
Aber Robin sah seiner Miene an, dass nichts okay war. Jonas' Augen flatterten nervös, sein Blick huschte immer wieder zu allen Seiten, als würde er jeden Moment ein großes Unheil erwarten.
„Ist irgendwas?", fragte Robin besorgt.
Jonas schüttelte den Kopf und wischte sich mit dem Handrücken und noch der Spülbürste in der Hand etwas unter den Augen fort.
„Weinst du?", fragte Robin.
„Quatsch!", wiegelte Jonas ab. „Ich hab einen Spritzer Spülwasser ins Auge bekommen."
Robin nickte ihm zwar zu, aber er glaubte Jonas nicht. Auch er sah sich nun noch mal um. Auf der gegenüberliegenden Seite der Küche stand Fred, ihr Heimleiter, vor den großen Schränken und half, die Spülmaschine auszuräumen.
Nicht nur Robin, sondern alle vierzehn Kinder, die hier in diesem Kinderheim lebten, rechneten es Fred hoch an, dass er die Kinder ihren Küchendienst nie allein machen ließ, sondern immer mit anpackte, als wäre er einer von ihnen. Das war er natürlich nicht. Aber Fred sagte immer: „Ich habe mit euch gegessen, dann kann ich auch mit euch abspülen."
Andererseits war es wirklich die einzige Arbeit, bei der Fred mithalf, wozu er als Leiter des Kinderheims aber auch gar nicht verpflichtet war. Das Aufräumen ihrer Zimmer war allein Sache der Kinder. Auch von der Gartenarbeit vor der Haustür hielt Fred sich fern. Ebenso von den allgemeinen Putzdiensten in den Waschräumen, den Toiletten, dem Treppenhaus und den Fluren. Anders als in der nahegelegenen Schule gab es hier keinen professionellen Reinigungsdienst. Die Bewohner des Heimes mussten selbst für „Klarschiff" sorgen, wie Fred immer sagte. Und so meinte er es tatsächlich auch: „Wie auf einem Schiff, wo auch die Matrosen ihr Schiff sauber halten müssen."
Und auf dem „Schiff" Kinderheim war Fred eben der Kapitän, die Kinder die Matrosen.
Robin gab sich zufrieden. Er ahnte, wovor Jonas sich fürchtete, aber solange Fred im Raum war, würde nichts passieren.
„Bis gleich dann", sagte Robin.
„Bis gleich", antwortete Jonas knapp.
Robin wollte die Mülltüte nun hinausbringen, doch auf der Türschwelle blieb er noch einmal stehen und sah zurück zu Jonas.
„Geht das noch klar nachher mit Kunst?", fragte er.

„Natürlich!“, rief Jonas zurück, legte die nun saubere Pfanne auf die rechte Seite der Spüle und nahm von links die nächste. „Kein Problem!“
Robin verließ die Küche Richtung Hinterhof, wo die Müllkästen standen.
Ne, kein Problem! dachte er. *Für Jonas wirklich nicht.* Er selbst allerdings verzweifelte an der Hausaufgabe: Bildinterpretation! Robin hatte keine Ahnung, was das sein sollte. Ihre Kunstlehrerin Frau Schmalfeld hatte ihnen die Kopie eines Gemäldes mit „nach Hause“ – also ins Kinderheim – gegeben. Nun sollten sie bis morgen etwas dazu schreiben, „was sie in dem Bild sahen“. Hä? Was sollten sie da sehen? Das war doch klar: irgendeine komisch gemalte Figur vor bunten Wellen, die sich die Ohren zuhielt. Punkt. Aber Jonas hatte gemeint, das genüge nicht, und vor allem sei das ein total berühmtes Gemälde.
Robin war gespannt auf Jonas‘ Erläuterungen – obwohl ihn Kunst eigentlich überhaupt nicht interessierte. Die einzigen Fächer, in denen Robin ganz gut war, waren Natur und Technik und Sport.
Am Ende des Flurs wartete Hausmeister Donner. Der hieß wirklich so. Robin hatte sich schon mehrfach darüber gewundert, wie bei manchen Leuten offenbar schon bei der Geburt feststand, was für Menschen sie später mal werden würden. Anders ließ sich nicht erklären, dass jemand wie Donner einen so passenden Namen erhalten hatte.
Bei ihm selbst war das auch nicht anders: Robin war fest überzeugt, dass Robin Hood als Vorbild für seinen Vornamen gedient hatte. Denn er fühlte sich genau so: als ausgestoßener Kämpfer für die Gerechtigkeit, Beschützer der Schwachen. Zwar bestahl er keine Reichen, um das Geld dann den Armen zu geben. Aber erstens war das heutzutage viel schwieriger als damals zu Robin Hoods Zeiten. Und außerdem: Er war ja erst zwölf Jahre alt. Vielleicht kam das später noch, dass er den Reichen etwas nahm, um es den Ärmsten zu geben. Leider würde Robin niemals seine Eltern fragen können, wie sie auf seinen Namen gekommen waren. Denn seine Mutter und sein Vater waren bei einem Autounfall gestorben, als Robin noch sehr klein war. Seither wuchs er im Kinderheim auf.
Herr Donner aber hatte schon als Neugeborenes gleich das volle Namens-Belastungs-Programm von seinen Eltern auf die Schultern geladen bekommen, indem sie ihn ausgerechnet noch auf den Vornamen „Fürchtegott“ getauft hatten. Fürchtegott Donner! Der Name passte zwar überhaupt nicht zu seiner schmächtigen Figur, seiner fahlen blassen Haut und seinen schlecht frisierten, zu einem Vogelnest auf dem Kopf zusammengebundenen Haaren, aber leider sehr zu seinem Wesen.
„Ist der Müll getrennt?“, fragte Herr Donner.
„Selbstverständlich“ antwortete Robin und hielt ihm die pralle Mülltüte entgegen. Es durften nur transparente Tüten verwendet werden, damit Hausmeister Donner den Inhalt kontrollieren konnte. Wie jetzt: Er kniff die Augen zusammen, rückte mit seinem

Oberkörper nah an die Tüte heran und berichtete: „Vorgestern lagen zwei Joghurtbecher im Restmüll!“
„Vorgestern hatte ich keinen Küchendienst“, stellte Robin hastig klar.
„Ich weiß“, sagte Herr Donner und ließ Robin passieren, als wäre er Pförtner eines Parkhauses.
Robin warf die Tüte in die Mülltonne, kehrte zurück in die Küche und …
„Verdammt!“, fluchte er. Es war genau das passiert, was er befürchtet hatte. Heimleiter Fred war nicht mehr in der Küche. Stattdessen war Bernd Ross aufgetaucht, hatte Jonas von hinten gepackt und drückte ihm gerade den Kopf in das Schmutzwasser im Spülbecken.
„HEY!“, brüllte Robin. „Lass ihn los!“
Ohne weiter nachzudenken, stürzte er auf Ross los, um ihn von Jonas fortzureißen. Doch Bernd Ross hielt Robins Rettungsversuchen stand und drückte den zappelnden Jonas weiter unter Wasser. Obwohl Robin wusste, dass Ross zwei Jahre älter und entsprechend größer und kräftiger war als er, hatte er es sich leichter vorgestellt, ihn von Jonas wegzuziehen. Da Jonas immer panischer zappelte und Bernd Ross trotzdem gar nicht daran dachte, ihn von seiner Pein zu erlösen, sah Robin nur noch eine Möglichkeit. Er schnappte sich eine der abgewaschenen Pfannen und zog sie Bernd Ross über den Schädel.
Der schrie auf, hielt sich den Hinterkopf, sackte in die Knie und brüllte vor Schmerz wie ein angeschossenes Tier.
Robin erschrak. So stark hatte er gar nicht zugeschlagen. Oder etwa doch? Und hatte er nicht mehr auf den Nacken als auf den Kopf gezielt?
Jonas zog seinen Kopf aus dem Wasser und hechelte nach Luft, die er unter einem lauten Geräusch tief in sich einsog.
Durch das laute Geschrei alarmiert, kam Heimleiter Fred in die Küche gestürzt.
„Was ist denn hier …?“, begann er.
Dann sah er Bernd Ross, der sich den Schädel hielt und noch immer brüllte, in gekrümmter Haltung auf dem Boden liegen. Wimmernd antwortete er, bevor Robin sich rechtfertigen konnte: „Robin hat mich angegriffen und mich mit der Pfanne auf den Kopf geschlagen. Er wollte mich umbringen!“
„Ich …“, wollte Robin widersprechen.
Doch dazu kam er nicht.
„Ab in mein Büro“, befahl Fred. „Und dort warten!“
Dann kniete er sich hinunter zu Bernd Ross, um dessen Kopf zu untersuchen.
Nach einem ersten Blick sagte er: „Blutet schon mal nicht.“
Nun strich er mit zwei Fingern über die getroffene Stelle am Kopf.
„Jonas, hol ein paar Eiswürfel aus dem Kühlschrank, wickle sie in ein sauberes Geschirrtuch und bring es mir. Wir müssen die Stelle kühlen, damit er keine Riesenbeule am Kopf bekommt.“

Jonas atmete immer noch schwer und wollte protestieren. Schließlich war nicht Bernd Ross, sondern er das Opfer gewesen. Doch Fred ließ jetzt keine Erklärungen zu.
„Wird's bald!", herrschte er erst Jonas an, und dann Robin: „Und du: Raus hier! Ab in mein Büro, hab ich gesagt. Wir sprechen uns gleich!"
Robin war wütend. Aber er sagte nichts, sondern senkte den Kopf und stellte sich auf eine Standpauke im Büro ein. Es war nicht das erste Mal, dass er seinen besten Freund Jonas beschützte und hinterher Ärger bekam, weil sie Ross' Angriffe nicht wirklich belegen konnten oder Ross dem Heimleiter abenteuerliche Lügen auftischte oder vielleicht auch nur, weil es für Fred die einfachste Art war, Streit und Schlägereien zu beenden. Robin stellte sich also darauf ein, dass es auch dieses Mal so sein würde. Er ließ den Rüffel über sich ergehen, würde sogar vielleicht die Strafe von ein oder zwei zusätzlichen Küchendiensten hinnehmen und dann weitermachen wie bisher. Denn er wusste, Bernd Ross würde nicht aufhören, Jonas zu drangsalieren. Einfach nur, weil Jonas ein außerordentlich guter Schüler war und so wohl ständig Ross' Eifersucht weckte. Bernd Ross hielt sich für den Größten, Schönsten und Coolsten. Wer das infrage stellte, war fällig und wurde zu seinem Opfer.
Nur Robin stellte sich ihm immer wieder erfolgreich in den Weg, aber zu dem Preis, stets aufs Neue von Fred falsch beschuldigt zu werden.
Robin also senkte den Kopf und wollte gerade aus der Küche zu Freds Büro gehen, als er etwas Glitzerndes auf dem Küchenfußboden entdeckte. Sofort griff er sich an den Hals. Wie er befürchtet hatte: Seine silberne Halskette war im Gerangel mit Bernd Ross abgerissen worden und lag nun vor ihm auf dem Boden. Wo aber war der Ring geblieben? Robin kniete sich auf den Boden und begann, auf allen vieren nach dem Ring zu suchen.
„Was suchst du?", fragte Jonas, der allmählich wieder ruhig atmete.
„Meinen Ring", antwortete Robin.
Jonas wusste, wovon sein Freund sprach: vom Ehering seiner Mutter, den er seit ihrem Tod wie einen Anhänger an seiner Halskette trug, weil der Ring für seine Finger zu groß war.
„Hier!", rief Jonas plötzlich.
Der Ring war fast unter die Spüle gerollt.
Robin bedankte sich erleichtert, sammelte seine Kette auf, nahm den Ring entgegen und wollte nun zum Büro gehen.
Doch da kam Julia in die Küche, eine der Sozialpädagoginnen, die die Kinder hier im Heim betreuten.
„Fred, kommst du mal?", rief sie ihn.
„Gleich", antwortete Fred und fragte Bernd Ross: „Geht's wieder?"
Der nickte. Fred versprach ihm, nachher noch mal nach ihm zu sehen. Dann wandte er sich an Robin: „Wir sprechen uns nachher noch!"

Robin sagte nichts. Sah aber, wie Bernd Ross grinste, kaum, dass Fred ihnen den Rücken zugekehrt hatte.
„Das gibt Ärger!“, frohlockte Bernd gegenüber Robin und drohte: „*Wir* sprechen uns auch noch!“
„Gern!“, nahm Robin sofort die Herausforderung an. Er war einer der wenigen, ja, vielleicht sogar der Einzige, der keinerlei Angst vor Bernd Ross zeigte. Was diesen zwar einerseits maßlos ärgerte, ihm andererseits aber so viel Respekt einflößte, dass er es nie wagte, Robin direkt anzugreifen.
Robin rieb sich demonstrativ kampfbereit die Fäuste.
„Ich zieh dir gern noch mal eine Pfanne über den Schädel, wenn du die Hände nicht von Jonas lässt“, versprach er. „Aber dann kommst du nicht so glimpflich davon.“
Bernd Ross erschrak über die drastische Drohung, versuchte aber, sich nichts anmerken zu lassen. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, schlich er sich aus der Küche.
„Danke“, sagte Jonas. „Aber war das nicht ein bisschen derb?“
Robin schaute Jonas entschlossen an: „Eine andere Sprache versteht der nicht.“
Jonas begriff, versicherte sich aber vorsichthalber: „Aber das war nur eine Drohung, oder? Du würdest nicht wirklich …?“
„An seiner Stelle würde ich es nicht drauf ankommen lassen“, antwortete Robin.
Dann besah er sich die zerrissene Kette. „Mist. Die ist voll im Arsch!“
Jonas schüttelte den Kopf. „Gib mal her!“
Er nahm seinem Freund Kette und Ring ab, betrachtete beides und kam schließlich zu dem Schluss: „Das krieg ich wieder hin. Da ist der Verschluss abgerissen. Das kann ich löten.“
„Du kannst löten?“, fragte Robin verwundert.
Jonas nickte. „In der Schule. Im Werkraum. Die haben alles da, was man braucht. Ich repariere dir das morgen.“
„Danke“, sagte Robin.
Jonas reichte ihm den Ring. „Steck den bis dahin gut weg.“
Robin wollte den Ring gerade entgegennehmen, da zog Jonas ihn überraschend wieder zurück.
„Moment mal! Hast du das gesehen?“ Er betrachtete den Ring genauer, streckte ihn Robin dann abermals entgegen. „Die Gravur innen. Das Hochzeitsdatum deiner Eltern! 3. September. Das ist Samstag. Am Samstag wären sie genau 15 Jahre verheiratet.“
„Ach ja?“ Robin nahm den Ring entgegen und las die Innengravur.
„Das nennt man Gläserne Hochzeit. Oder auch Kristallhochzeit“, wusste Jonas.
„Ach ja?“, sagte Robin wieder nur.
„Vielleicht willst du deinen Eltern Blumen bringen?“, schlug Jonas vor.
„Blumen?“ Robin schaute ihn verwundert an. Wie kam sein Freund auf Blumen?
„Na, zum Grab!“, erläuterte Jonas. „Der 15. Hochzeitstag wäre doch ein guter Anlass, mal wieder das Grab deiner Eltern zu besuchen.“

Robin sah Jonas mit großen Augen an. „Da bin ich noch nie gewesen."
„Noch nie?" Das erstaunte nun wieder Jonas. „Wieso nicht?"
Robin zuckte mit den Schultern. „Ich weiß gar nicht, wo das ist."
„Hä?", machte Jonas und wiederholte seine Frage: „Wieso nicht?"
Robin wusste es nicht. Wenn er ehrlich war, er hatte noch nie drüber nachgedacht.
„Besuchst *du* deine Eltern denn regelmäßig?", fragte er.
Jonas schüttelte den Kopf.
„Meine Eltern sind nicht tot, soweit ich weiß", antwortete er. „Sie …" Er stockte ein wenig und suchte nach den richtigen Worten. „Sie konnten nur nicht richtig für mich sorgen. Ich kenne sie gar nicht und weiß nicht, wo sie sind."
Robin wusste, dass Jonas kurz nach seiner Geburt in eine Babyklappe gelegt worden und sein ganzes bisheriges Leben im Heim verbracht hatte.
Jonas winkte ab. „Reden wir nicht drüber, sondern über den Hochzeitstag deiner Eltern. Sie würden sich bestimmt freuen, wenn du ihnen zum Hochzeitstag Blumen bringst. Wenn du willst, komme ich mit."
Ein leichtes Lächeln huschte über Robins Gesicht. „Keine schlechte Idee. Ich werde Fred fragen, wo das Grab ist."
Und das tat er. Noch am selben Abend.
Am darauffolgenden Morgen.
Mittags nach der Schule.
Dann wieder am Abend.
Und am *darauf* folgenden Morgen.
Doch jedes Mal hatte Fred keine Zeit, wiegelte ab, vertröstete Robin auf später, hatte dann wieder gerade keine Zeit, musste unbedingt dringend telefonieren oder, oder, oder.
Am Freitagmittag hatte Robin die Nase voll.
Als er nach der Schule gemeinsam mit Jonas im Heim ankam, traf er Fred auf dem Flur, der gerade – noch früher als sonst – Feierabend machte.
Robin rannte auf ihn zu und fragte erneut nach der Grabstelle seiner Eltern.
Fred seufzte, verdrehte die Augen und antwortete: „Die Grabstelle deiner Eltern ist uns leider nicht bekannt, Robin."
Robin glaubte ihm kein Wort. Wie konnte eine Grabstelle unbekannt sein?
„Da muss doch etwas in den Unterlagen stehen", behauptete er.
Doch Fred winkte ab. „Da ist nichts. Glaub mir. Es tut mir leid. Aber ich muss jetzt leider los."
Fred ließ Robin stehen und verließ das Heim. Durch die offene Haustür hindurch sah Robin, wie Fred von seiner Frau und seinen beiden kleinen Kindern zum Wochenende abgeholt wurde. Wütend trat Robin gegen den Papierkorb, der auf dem Flur stand.
„Digga, der kann mich mal!", schimpfte er. „Er hat ja seine Familie. Der Rest ist ihm egal. Faule Sau! Aber nicht mit mir!"

Mit Zornesröte im Gesicht stampfte Robin zu seinem Zimmer.
Jonas folgte ihm.
„Dann besorge ich mir die Adresse eben selbst! Morgen ist der Hochzeitstag meiner Eltern. Und da gehe ich hin. Auf jeden Fall!“, schwor Robin.
„Was hast du vor?“, wunderte sich Jonas.
Robin polterte in das Zimmer, das er sich mit Jonas teilte, und schloss die Tür, nachdem sie beide eingetreten waren. Er legte kurz sein Ohr an die Tür, um zu horchen, ob vielleicht jemand lauschte. Als er glaubte, die Luft sei rein, verkündete er: „Ganz einfach: Fred ist weg, vor Montag kommt der nicht wieder. Ich gehe in sein Büro, schnappe mir meine Akte und sehe selbst nach. Ich bin sicher, Fred lügt, und in meiner Akte steht, wo meine Eltern begraben sind. Oder? Was meinst du?“
Jonas dachte einen Moment nach, kam dann aber zum selben Schluss.
„Ich denke schon“, stimmte er zu. „Mir kommt es auch komisch vor, dass die Grabstelle unbekannt sein soll. Aber Freds Büro ist abgeschlossen. Und die Akten liegen in einem Stahlschrank, der ebenfalls abgeschlossen ist. Wie willst du da drankommen?“
„Keine Sorge, ich hab einen Plan“, antwortete Robin. „Und du wirst mir dabei helfen.“

Eine brisante Akte

Hausmeister Donner besaß selbstverständlich Schlüssel für alle Räume des Heims. Ebenso die Putzkräfte, die die Büros einmal pro Woche reinigten. Aber die kamen immer nur montags. So lange konnte Robin nicht warten, denn der Hochzeitstag seiner Eltern war bereits morgen. Zum Glück trug Hausmeister Donner seine ganzen Schlüssel nie bei sich, sondern hatte sie ähnlich wie in manchen Hotels an einem großen Schlüsselbrett hinter sich am Schreibtisch hängen. Unmöglich, an sie unbemerkt heranzukommen, wenn Herr Donner in seinem Büro saß. Da saß er im Moment aber nicht, sondern mähte hinten im Hof das kleine Rasenstück, auf dem zwei Sitzbänke standen. Auch das tat Herr Donner regelmäßig am Freitagnachmittag, wenn es nicht gerade regnete – immer kurz, nachdem Fred sich ins Wochenende verabschiedet hatte. Durch diese Regelmäßigkeit war es fast ein Kinderspiel, sich den Schlüssel für Freds Büro auszuborgen. Schwieriger würde es da vermutlich schon werden, den Schlüssel zurückzubringen. Das sollte Jonas‘ Aufgabe sein, erläuterte Robin. Sollte der Hausmeister unverhofft auftauchen oder bereits zurück vom Mähen an seinem Tisch sitzen, wenn Robin wiederkam, würde Jonas ihn ablenken beziehungsweise von seinem Platz fortlocken.

„Soweit ist alles klar“, stimmte Jonas zu. „Aber wie kommst du an den Aktenschrank heran?“

Robin lächelte. „Ich war so oft wegen irgendwelcher Fragen oder Bitten in Freds Büro oder auch, um mir eine Standpauke abzuholen, dass ich genau weiß, wo er den Schlüssel für den Aktenschrank versteckt. Das heißt, Versteck kann man das gar nicht nennen. Der Schlüssel liegt immer rechts in der oberen Schreibtischschublade.“

Jonas zog erstaunt die Augenbrauen hoch.

„Interessant!“, murmelte er. „Fred ist so ein Chaot. Ich hätte nicht gedacht, dass der für irgendetwas einen festen Platz hat.“

Robin lachte auf. „Da hast du recht. Vermutlich macht er mit dem Schlüssel eine Ausnahme, weil die Akten so wichtig sind, dass er ihn auf gar keinen Fall verlieren darf.“

Sie hatten ihre Schultaschen im Zimmer abgelegt. Nun tranken beide noch die restlichen Schlucke Wasser aus ihren Trinkflaschen.

Dann ging es los.

„Bereit?“, fragte Robin.

„Klar!“, antwortete Jonas.

Sie gingen aus dem Zimmer und – prallten gegen Bernd Ross, der vor ihrer Tür stand und offenbar auf die beiden gewartet hatte.

Mist! fluchte Robin innerlich. Das würde ihn wertvolle Zeit kosten.

Jonas wich sofort ängstlich einen Schritt zurück und stellte sich halb hinter Robin.

„Da seid ihr ja, ihr beiden Petzen!“, empfing Bernd sie. „Ihr habt mich bei Fred angeschwärzt.“
„Erstens stimmt das nicht. Und zweitens haben wir gerade keine Zeit. Tschüss!“, sagte Robin und wollte Bernd sachte beiseiteschieben, weil er den Weg versperrte.
Doch Bernd ließ sich nicht wegschieben, sondern blieb stehen wie ein Fels im Flur.
„Mach keinen Ärger und lass uns durch!“, forderte Robin.
„Sonst was?“, fragte Bernd provozierend. „Schlägst du wieder mit einer Pfanne zu?“
„Wenn es sein muss“, drohte Robin.
„Dann kriegst du aber ganz besonderen Ärger“, prophezeite Bernd. „Wer weiß? Vielleicht wirst du dann in ein geschlossenes Heim verlegt? Eines für jugendliche Gewalttäter!“
Robin begriff: Mit dieser Drohung wollte Bernd ihn einschüchtern. Dabei war höchst fragwürdig, ob es solche Verlegungen überhaupt gab. Robin jedenfalls hatte noch nie davon gehört. Und er nahm sich vor, nicht auf Bernd Ross hereinzufallen.
„Fred hat mich nicht mal zur Rede gestellt wegen der letzten Sache“, stellte er klar.
Bernd war sichtbar überrascht. Sein Einschüchterungsversuch gründete sich offenbar auf der Annahme, dass Robin einen wirklich großen Anschiss vom Heimleiter bekommen hatte. Und jetzt sollte er Robin deshalb nicht einmal angesprochen haben?
„Wie … Was? Du lügst!“, stotterte Bernd.
„Frag ihn doch!“, konterte Robin. „Damit musst du aber leider bis Montag warten. Also Tschüss, Berni.“
Diese verniedlichende Form seines Namens mochte Bernd überhaupt nicht leiden. Ganz im Gegenteil: Für gewöhnlich stellte er sich vor als „Bernd Ross mein Name. Ross wie Boss.“
„Wie war das?“, fragte Bernd und packte Robin am Kragen.
„Lass mich los. Oder dich trifft irgendwann, wenn du gar nicht daran denkst, die Bratpfanne. Ich schwör!“, drohte Robin und hob zwei Finger zum Schwur.
Bernd-Ross-wie-Boss ließ Robin verunsichert los, weil er ihm diese Attacke jederzeit zutraute. Robin war im Heim für zweierlei bekannt: erstens seinen Dickschädel. Wenn er sich etwas vorgenommen hatte, dann setzte er es auch um. Koste es, was es wolle. Und so machte er auch jede Drohung wahr. Und zweitens galt Robin als jemand, der äußerst jähzornig werden konnte. Beide Eigenschaften hatten ihm das Ansehen eingebracht, nach Bernd Ross möglicherweise der gefährlichste Heimbewohner zu sein. Niemand wagte es, sich mit Bernd Ross anzulegen. Aber mit Robin eben auch nicht, weil er der Einzige war, der sich Ross-wie-Boss entgegenstellte.
„Komm“, sagte Robin zu Jonas und schob sich an Bernd Ross vorbei, ohne ihn auch nur noch eines Blickes zu würdigen.
Als die beiden außer Hörweite waren, flüsterte Jonas: „Das wird noch richtig Ärger mit ihm geben. Der lässt einfach nicht locker.“
„Keine Angst“, beschwichtigte Robin. „Ich auch nicht.“

Sie stiegen die Treppe hinunter ins Erdgeschoss, wo die Küche, der Speisesaal, der Aufenthaltsraum und die Büros lagen.
Unten angekommen stoppte Robin. Und lauschte.
Zufrieden hörte er den Rasenmäher vom Hof. Herr Donner war also noch beschäftigt.
„Jetzt schnell!“, gab Robin das Kommando.
Sie rannten zu Donners Büro, das zumindest während der Dienstzeiten nie abgeschlossen war. Niemand würde es wagen, aus dem Hausmeisterbüro etwas zu stehlen. Ganz abgesehen davon, dass es dort auch gar nichts zu stehlen gab. Außer die Schlüssel.
Jonas blieb vor der Tür stehen, um Robin gegebenenfalls warnen zu können. Robin huschte ins Büro, nahm den Schlüssel für Freds Büro vom Haken und hängte dann den Schlüssel für den Speisesaal, der eigentlich zwei Reihen tiefer hing, an dessen Stelle, damit die Lücke nicht sofort auffiel.
Dann liefen beide den Flur entlang zu Freds Büro.
Robin hatte recht. Sofort fand er den Schlüssel für den Aktenschrank, zog ihn heraus, schloss den Schrank auf und suchte in den Hängemappen nach seiner Akte. Als er sie gefunden hatte, stieß Jonas einen kurzen schrillen Pfiff aus. Das hieß: Warnung! Es kam jemand!
Robin hatte also keine Zeit mehr, die Akte durchzulesen. Zumal Lesen ohnehin nicht seine Stärke war. Er brauchte viel zu lange, um eine Seite flüssig zu lesen und auch zu verstehen. Mal eben ein paar Seiten zu überfliegen, um sie blitzschnell nach wichtigen Informationen zu durchsuchen, das konnte er nicht.
Also schob er sich den vollen Aktendeckel unters Shirt, presste ihn flach auf den Bauch und stopfte sich das Shirt in den Hosenbund, damit er unterwegs die Akte nicht verlor. Zusätzlich hielt er sie mit einer Hand fest. Von außen wirkte es, als hätte er Bauchschmerzen. So präpariert, eilte Robin aus dem Büro wieder heraus und schaute sich um. Wo steckte Jonas?
„Pssst!“, machte Robin. „Jonas!“
Nichts zu sehen oder zu hören von ihm.
Stattdessen kam der Hausmeister den Flur entlang.
„Du etwa auch?“, fragte er schon, obwohl er Robin noch gar nicht ganz erreicht hatte.
„Ich auch was?“, fragte Robin.
„Klopapier!“, antwortete Herr Donner. „Jonas brauchte Neues. Ich hab ihm gerade zwei Rollen aus dem Keller geholt. Reicht das nicht? Ihr seid doch gemeinsam auf einem Zimmer.“
„Ach so“, stotterte Robin und versuchte, sich währenddessen zusammenzureimen, was gerade passiert sein musste. „Nein, nein. Alles gut.“
Herr Donner wollte schon zufrieden zurück in sein Büro gehen, da fragte Robin: „Hat Jonas auch das Shampoo erwähnt?“
„Was?“ Herr Donner blieb stehen und wandte sich wieder zu Robin um.

„Shampoo!“, antwortete Robin. „Wir sollen in der Schule jetzt nach dem Sport immer duschen.“
„Wieso das denn?“, fragte Herr Donner. „Das könnt ihr doch hier!“
Robin zog die Schultern hoch. „Ich weiß es nicht. Einige aus der Klasse duschen wohl zu Hause zu selten. Energiekosten und so, wissen Sie? Da hat unser Sportlehrer gesagt, dann sollten einfach alle in der Schule duschen. Spart Strom und Warmwasser zu Hause.“
Herr Donner verzog das Gesicht. „Und?“
„Und dazu brauchen Jonas und ich Shampoo. Für den Sportunterricht. Unseres im Bad ist fast alle“, schwindelte Robin munter weiter.
In Wahrheit waren die Duschen in seiner Schule seit Wochen kaputt. Was aber niemanden aus seiner Klasse störte, da sie kaum jemand nutzte. Dazu waren die Pausenzeiten viel zu knapp.
Herr Donner grummelte: „Noch etwas? Überleg gut! Zahnpasta? Seife?“
Robin schüttelte den Kopf.
„Warte hier!“, befahl Herr Donner und zog missmutig zurück in den Keller.
Die perfekte Gelegenheit für Robin, den Schlüssel zurück ans Brett im Hausmeisterbüro zu hängen.
Dann wartete er brav vor der Tür, nahm schließlich die Shampoo-Flasche in Empfang und rannte hinauf in sein Zimmer, wo Jonas schon gespannt wartete.
„Ich hab Herrn Donner abgelenkt“, begann er zu erzählen.
Robin unterbrach ihn. „Ich weiß. Hab ihn getroffen. Alles geregelt.“
Er warf Jonas die Shampoo-Flasche zu.
Jonas wollte sie fangen, griff daneben, und die Flasche landete auf dem Boden.
Robin zog die Akte unter dem Shirt hervor und setzte sich damit auf sein Bett.
Jonas glaubte, nicht richtig zu sehen. „Du hast sie mitgenommen? Bist du irre?“
„Ich konnte sie nicht so schnell lesen“, rechtfertigte sich Robin. „Keine Panik. Ich leg sie bald zurück. Das merkt Fred gar nicht. Und selbst wenn: Ist mir auch egal. Er hätte ja längst für mich nachgucken können!“
Jonas setzte sich rüber zu Robin aufs Bett. Der schlug die Akte auf und blätterte langsam Seite für Seite durch den Hefter.
„Da!“, sagte Robin plötzlich und zeigte auf die Mitte der aufgeschlagenen Seite 4. „Die Grabstelle meiner Mutter: Ohlsdorfer Friedhof. Na also!“
„Zum Glück stehen auch die Kapelle und die Parzelle dabei“, ergänzte Jonas. „Sonst hätten wir keine Chance. Ohlsdorf ist der größte Parkfriedhof der Welt!“
„Echt?“, fragte Robin beeindruckt. „Und was ist ein Parkfriedhof?“
„Na ja“, erklärte Jonas. „Ein Friedhof, der angelegt ist wie ein Park eben. Mit Seen, Wiesen, großem Baumbestand und so.“
„Aha“, sagte Robin. „Und wo ist der?“
„Na, in Ohlsdorf!“, antwortete Jonas.

„Wo ist denn das?“, hakte Robin nach.
Soweit er sich erinnerte, was er noch nie über den Bezirk Altona, den Stadtteil St. Pauli, in dem sein Heim und seine Schule lagen, und den Hamburger Hafen hinausgekommen.
„Da fährt ‘ne S-Bahn hin“, erklärte Jonas. „Gute 30 Minuten von Reeperbahn aus.“
„Okay“, sagte Robin zufrieden. Er hatte es geschafft, herauszufinden, wo sich die Grabstätte seiner Eltern befand. Und morgen würde er anlässlich ihres Hochzeitstages gemeinsam mit Jonas dort Blumen niederlegen. Glücklich wollte er die Akte gerade wieder schließen.
„Warte!“ Jonas hielt die Hand zwischen die Aktendeckel.
„Was?“
„Wo ist das Grab deines Vaters?“, fragte Jonas.
„Was meinst du?“, fragte Robin verwundert. „Das ist natürlich da, wo meine Mutter liegt. Die sind zusammen ums Leben gekommen. Also liegen sie auch zusammen im Grab. Ist doch logisch!“
„Nein“, widersprach Jonas.
„Hä? Was meinst du mit Nein?“
„Dein Vater ist nicht aufgeführt“, erläuterte Jonas. „Lies doch mal genau. Es ist nur vom Grab deiner Mutter die Rede. Von deinem Vater steht da nichts.“
Robin runzelte die Stirn. „Aber … Digga … Ich meine …“
Jonas zog die gesamte Akte an sich und blätterte sie weiter durch. Ein paar Seiten weiter wurde er fündig.
„Ich glaub es nicht!“, rief er.
„Was?“
„Lies selbst!“

Auferstanden von den Toten

Robin war ein langsamer Leser. Aber das hatte er schnell erfasst. Nur so richtig glauben konnte er nicht, was er da las. In der Akte stand der Name seiner Mutter. Stefanie Winkler, geborene Häusler, ihr Geburts- und ihr Todesdatum. Und sogar die Todesursache: Autounfall. Also genau das, was Robin schon wusste. Darunter rechtzeitig der Name ihres Mannes, Martin Winkler – Robins Vater –, ebenfalls mit Geburts-, aber ohne Todesdatum! Folglich auch ohne Todesursache.
Robin sah vom Text auf und seinen Freund Jonas an.
„Was bedeutet denn das?“, fragte er unsicher, obwohl er die Antwort schon ahnte.
Jonas bestätigte ihn in seiner Annahme. „Das bedeutet, dein Vater ist gar nicht tot. Er lebt noch!“
Robin musste tief Luft holen. Ein paar Mal hintereinander atmete er tief durch.
Wie war das möglich? Und wenn es wirklich stimmte, dass er noch lebte, wieso wusste Robin davon nichts? Wieso musste er dann in einem Heim leben? Wieso hatte sein Vater sich nie bei ihm gemeldet? Und vor allem: Wo war er?
„Lies weiter!“, forderte Jonas ihn auf.
Robin las. Offenbar hatte sein Vater den dramatischen Unfall überlebt, bei dem Robins Mutter ums Leben gekommen war, galt seither aber als verschwunden.
„Verschwunden?“ fragte er. „Wie meinen die das? Wie kann denn jemand verschwinden? Erst recht bei einem Autounfall?“
Jonas wusste es auch nicht.
In der Akte wurde gemutmaßt, dass Robins Vater möglicherweise Schuld am Unfall gewesen sein könnte. Vielleicht wegen Trunkenheit am Steuer? Die Polizei ging laut Akte von Fahrerflucht aus, weil der Vater wohl beide, seine Frau sowie seinen dreijährigen Sohn, für tot gehalten hat. Und sich vor einer Gefängnisstrafe fürchtete.
Wieder stoppte Robin.
„Dein Vater hielt auch dich für tot!“, wiederholte Jonas. „Das erklärt natürlich, weshalb er sich nie gemeldet hat!“
Robin musste erst einmal schlucken und sich mehrfach räuspern, ehe er einen Ton herausbekam.
„Du meinst“, begann er zögerlich. „Mein Vater lebt, aber denkt, ich sei tot?“
Jonas nickte stumm.
Was für eine Nachricht! Das Robin musste erst mal einigermaßen verdauen. Im Moment konnte er weder weiterlesen noch etwas sagen. Er stierte nur leer vor sich hin und ließ die vergangenen neun Jahre, die er bereits in diesem Heim lebte, an seinem inneren Auge vorbeiziehen. Zumindest, soweit er sich erinnern konnte. Von dem Leben in der Familie, das er bis zu seinem dritten Lebensjahr führte, wusste er jedenfalls nichts mehr. Er hatte auch keinerlei Erinnerung daran, wie seine Eltern

aussahen. Zwar besaß er ein Foto seiner Mutter. Sie saß mit ihm als Dreijährigem am Rand einer Sandkiste. Robin mit einem roten Eimerchen vor sich und einer blauen Schaufel in der Hand. Das war alles, was er von seinem früheren Leben besaß. Das und den Ehering seiner Mutter.

Wieso eigentlich nicht mehr? fragte Robin sich in diesem Moment.

Und: Wie anders wäre wohl sein Leben verlaufen, wenn sein Vater ihn damals nicht verlassen hätte? Wieso überhaupt hatte er ihn, seinen kleinen Sohn, für tot gehalten, ohne es zu prüfen oder den Rettungswagen abzuwarten? Und wieso … Ihm schwirrten so viel Fragen durch den Kopf, dass ihm für einen Moment richtig schwindelig wurde.

„Alles in Ordnung mit dir?“, fragte Jonas behutsam. Offenbar konnte er sich gut vorstellen, was diese Nachricht für Robin bedeutete. Mit seiner Frage riss er Robin aus den Gedanken, die immer düsterer wurden, je länger er nachdachte.

Langsam widmete Robin sich wieder der Akte. Aber so leicht ließen sich all die Fragen nicht aus seinem Kopf verbannen. Die ganze Sache kam ihm äußerst mysteriös vor.

Stets hatte man ihm erzählt, auch sein Vater wäre bei dem Unfall ums Leben gekommen. In Wahrheit aber lebte der noch. Das wurde auch in den folgenden Sätzen bestätigt. Darin stand, man hätte dem Vater das Sorgerecht entzogen und Robin deshalb in einem Heim untergebracht.

„Was ist mit deinen Großeltern?“, fragte Jonas.

Robin zuckte mit den Schultern.

„Keine Ahnung. Hier hat man mir nie etwas über sie erzählt. Ich weiß nicht mal, ob ich überhaupt noch welche habe“, antwortete Robin.

Und las weiter.

Sein Vater wurde schließlich als „Randständiger“ ohne festen Wohnsitz und „mittlerweile möglicherweise verstorben“ in die Akte eingetragen.

„Möglicherweise verstorben?“, las Robin noch mal laut.

Jonas winkte ab.

„Niemand stirbt in Deutschland, ohne dass es registriert würde. Und dann würde es auch in dieser Akte vermerkt“, versicherte er. „Wenn hier kein Todesdatum steht, dann lebt dein Vater noch. Es sei denn, er ist im Ausland gestorben, oder seine Leiche wurde nie entdeckt.“

„Was erzählst du denn da?“, empörte sich Robin.

„Sorry!“, entschuldigte sich Jonas. „Aber so ist es nun mal.“

„Du meinst also auch, mein Vater lebt?“

Jonas nickte.

„Und *Randständiger ohne festen Wohnsitz?* Was soll das heißen?“, fragte Robin.

„Ganz einfach. Dein Alter ist ’n Penner“, platzte es aus Jonas etwas unbedacht heraus. Direkt darauf sagte er noch einmal verlegen: „Sorry.“

„Du meinst, mein Vater ist ein Obdachloser?“, fragte Robin.

„Ja“, antwortete Jonas etwas verhalten. „Aber ehrlich gesagt: Unter *Randständiger ohne festen Wohnsitz* stelle ich mir nicht einen dieser Obdachlosen vor, die am Bahnhof ihre Zeitung verkaufen.“
„Sondern?“, hakte Robin nach.
„Öh …“, druckste Jonas herum. „Eher einen … äh … der unter der Brücke schläft … und … äh …na ja …“
„Ein Alki?“, sprach Robin aus, was Jonas dachte, aber nicht sagen wollte.
Jonas zuckte verlegen mit den Schultern. „Also *Randständiger* ist schon ein komisches Wort.“
Robin schloss die Akte, dachte kurz nach. Dann stand für ihn der Entschluss fest.
„Ich werde ihn suchen“, teilte er Jonas mit.
Jonas zog die Augenbrauen hoch und schaute seinen Freund verwundert an. „Wie meinst du das?“
„Ich gehe los und suche ihn“, wiederholte Robin. „Und zwar noch heute Nacht.“
Jonas kratzte sich am Kopf, biss sich kurz auf die Unterlippe, öffnete den Mund, um etwas zu fragen, schloss ihn wieder, überlegte noch mal, fragte dann aber doch: „Wie … Ich check‘ s nicht. Wie … willst du ihn denn suchen? Über die Polizei? Übers Internet? Oder wie?“
„Quatsch!“ Robin wiegelte Jonas schärfer ab, als er eigentlich gewollt hatte. „Ich gehe zu den Obdachlosen und frage nach ihm.“
So, wie Robin es sagte, klang es sehr einfach. Jonas aber wusste, das war es ganz und gar nicht.
„Wie stellst du dir das denn vor?“, hakte er ein. „Die Obdachlosen sind doch über die ganze Stadt verstreut. Hamburg hat mittlerweile fast zwei Millionen Einwohner. Wie willst du dich da denn durchfragen? Und wann? Außerdem wird Fred doch nie erlauben, dass du jeden Tag nach der Schule …“
„Quatsch mit Soße!“, unterbrach Robin ihn wieder. „Ich frag doch Fred nicht. Und ich gehe auch nicht mehr zur Schule. Jedenfalls vorerst nicht. Ich haue ab zu den Obdachlosen und werde dort vor Ort meinen Vater suchen!“
Jonas war baff. Eigentlich fiel ihm immer etwas ein, wenn Robin nicht mehr weiterwusste, eine Frage hatte oder etwas nicht verstand. Aber jetzt war es umgekehrt. Jetzt hatte Robin einen Plan. Und Jonas war der, der das alles nicht verstand.
„Du willst freiwillig in der Großstadt auf der Straße leben? Als zwölfjähriges Kind?“, fasste er zusammen.
Robin grinste. „Du hast es also doch verstanden!“
„Das dauert keine zwei Tage, dann hat die Polizei dich erwischt. Oder du kehrst durchnässt und durchgefroren ins Heim zurück. Und bekommst höllischen Ärger. Wenn du dann überhaupt noch lebst. Weißt du, wie hart es ist, auf der Straße zu leben?“
„Weißt *du* es?“, fragte Robin zurück.

„Nein, natürlich nicht!“, schoss es aus Jonas heraus. „Und ich will es auch nicht erfahren.“
„Wenn mein Vater da draußen irgendwo auf der Straße lebt, dann kann ich das auch. So lange, bis ich ihn gefunden habe!“, behauptete Robin.
Jonas wollte Weiteres einwenden.
Doch Robin stoppte ihn, indem er abwehrend die Hände hob. „Ende der Diskussion. Ich habe mich entschieden. Bleibt nur noch die Frage: Hilfst du mir oder nicht?“
Jonas stockte der Atem.
„Ich?“ An die Möglichkeit, dass er Robin bei diesem wahnsinnigen Unterfangen begleiten sollte, hatte er bis eben gar nicht gedacht. Aber die Frage lag auf der Hand. Seit neun Jahren – also seit Robin hier ins Heim gekommen war – kannten sie sich und waren befreundet. Zunächst nur einfach als Spielkameraden im Kleinkindalter. Über die Jahre aber waren sie zu unzertrennlichen Freunden geworden. „Einer für alle, alle für einen“, wie es in den berühmten Roman *Die drei Musketiere* hieß. Jonas kannte das Buch, Robin nicht. Aber das machte nichts. Jonas hatte ihre Freundschaft trotzdem immer so empfunden wie in dem Roman: unzertrennlich. Immer einer für den anderen da. Nur, dass sie eben zu zweit waren statt zu dritt. Dennoch: Der eine würde jederzeit für den anderen durchs Feuer gehen.
Durchs Feuer ja, dachte Jonas jetzt. *Aber auf die Straße? Als obdachloses Kind, das aus dem Heim geflohen ist und von der Polizei gesucht wird?*
„Öh“, sagte er verlegen.
Robin machte es ihm leicht. „Du musst nicht mitkommen“, versicherte er. „Das nehme ich dir nicht übel. Wirklich. Wir bleiben trotzdem beste Freunde.“
Jonas nickte eifrig und dankbar. „Wir bleiben in Verbindung“, schlug er vor. „Du rufst mich jeden Tag an. Ich versorge dich mit wichtigen Informationen und kann alles für dich recherchieren, wenn du etwas brauchst.“
„Rescher…?“, fragte Robin.
„Ich kann alle möglichen Informationen für dich herausfinden. In der Schule, übers Internet“, erläuterte Jonas.
„Ich kann dich nicht anrufen“, widersprach Robin. „Erstens hab ich kein Telefon. Zweitens glaube ich, wenn ich telefoniere, kann die Polizei herauskriegen, wo ich bin.“
Jonas nickte. „Das stimmt.“
Er dachte kurz nach. Dann schnippte er mit den Fingern.
„Ich hab’s! Wir treffen uns jeden Tag in der ersten großen Pause in der Schule. Du kommst seitlich ans Schultor. Weißt du, hinter dem Fachtrakt für Bio und Chemie.“
„Gute Idee“, stimmte Robin zu.
„Du kommst mit deinen Fragen, erzählst mir, wie es dir geht. Ich bringe dir Essen und so mit. Und die Antworten auf deine Fragen vom Vortag“, erläuterte Jonas seinen Plan weiter.

Robin nickte wieder eifrig. „Das ist ein guter Plan. Vielen Dank. Du bist wirklich ein Superfreund."
„Klaro", bestätigte Jonas.
Dann wurde Robin wieder nachdenklich.
„Kann ich dich wirklich allein lassen?", fragte er. „Ich meine: hier?"
„Du meinst, wegen Bernd Ross?"
Robin nickte.
„Das bekomme ich hin. Keine Angst!", versprach Jonas.
„Dann ist es abgemacht." Robin hielt ihm die Hand hin. Jonas schlug ein.
Robin stand auf und ging hinauf in ihr gemeinsames Zimmer, um die nötigsten Sachen für seine bevorstehende Abenteuerreise einzupacken.
Er holte seinen kleinen Rucksack hervor, den er bisher als Schultasche benutzt hatte, öffnete den Kleiderschrank, den er sich mit Jonas teilte, und kippte den gesamten Inhalt des Rucksacks darin aus. Seine Schulsachen benötigte er für die nächste Zeit nicht. Stattdessen packte er seine Zahnbürste ein, die Tube Zahnpasta und ...
„Hey!", wollte sich Jonas gerade beschweren. Denn sie benutzten gemeinsam dieselbe Tube. Wenn Robin die jetzt mitnahm, hatte er keine mehr. Doch bevor er seine Beschwerde aussprach, winkte er ab. Es war in Ordnung. Er konnte sich beim Hausmeister eine neue Tube sorgen.
Ein Stück Seife landete ebenso im Rucksack wie ein Handtuch. Dazu zwei Paar frische Socken, zwei Unterhosen, ein frisches T-Shirt sowie seinen Lieblings-Hoodie.
„Keine Ersatzhose?", fragte Jonas, als Robin schon glaubte, fertig gepackt zu haben.
Robin sah an sich herunter auf die Hose, die er gerade anhatte, dann auf den bereits recht prall gepackten Rucksack, und entschied: „Diese Hose reicht."
„Regenjacke?", fragte Jonas.
Robin antwortete: „Hab ich nicht. Ich hab nur den Parka für den Winter. Der ist jetzt aber zu warm."
„Ich hoffe, im Winter bist du längst zurück", sagte Jonas.
Es überraschte ihn, dass Robin nichts dazu sagte, sondern ihm nur zunickte.
Jonas überlegte, was das bedeuten sollte. War das Robins Versprechen gewesen, dass er auf jeden Fall zurückkehren würde? Er hoffte es.
„Ich glaube, ich hab alles", sagte Robin.
„Taschenlampe?", fragte Jonas.
„Gute Idee!" Robin nahm seine Lampe vom Tisch, probierte sie aus und steckte sie in den Rucksack.
„Taschenmesser?"
Robin klopfte auf seine rechte Hosentasche. „Immer dabei."
Jonas überlegte, ob er etwas vergessen hatte, was für Robin wichtig sein könnte. Dann fiel ihm etwas ein. Das Wichtigste sogar, auf das er aber erst jetzt kam.
„Bargeld?", fragte er.

Robin stutzte, zog ein kleines, altes Kinderportemonnaie aus seiner hinteren Hosentasche hervor, schlug es auf, zählte das darin befindliche Geld und verkündete: „Acht Euro zwanzig!“
Jonas seufzte laut. Dann kroch er unters Bett, pulte einen kleinen Stoffbeutel aus den Drahtfedern des Gestells hervor, kam wieder zum Vorschein, zog den Beutel auf und schüttete den Inhalt vor Robin auf dem Tisch aus. Ein paar Münzen kullerten auf die Tischplatte. Jonas zog mit Daumen und Zeigefingern ein kleines Bündel Scheine hervor.
„Das sind 75 Euro 35“, teilte Jonas Robin mit.
Robin staunte Bauklötze und wusste nicht so recht, wie ihm geschah. Konnte das, was er gerade vermutete, wirklich richtig sein?
„Für … mich?“, fragte er vorsichtig.
„Natürlich für dich“, antwortete Jonas. „Meinst du, für Ross? Vor dem habe ich das Geld immer gut versteckt.“
„Wo hast du so viel Geld her?“, fragte Robin.
„Ich verdiene ganz gut durch Nachhilfe“, grinste Jonas. „Und habe immer gespart.“
„Wow!“, hauchte Robin anerkennend. Dann schob er das Geld über den Tisch zurück zu Jonas. „Ich kann das nicht annehmen. Unmöglich!“
„Du musst!“, widersprach Jonas und schob ihm das Geld wieder zu. „Ich habe hier meine Unterkunft und mein Essen. Alles, was ich brauche, stellt mir das Heim zur Verfügung. Für mich ist das reines Taschengeld.“ Er zeigte auf den Tisch. „Für dich aber wird es überlebenswichtig.“
Robin sah ein, sein Freund hatte recht. Er musste das Geld annehmen, wenn er nicht schon nach ein oder zwei Tagen wegen Hunger und Durst reumütig zurückkehren wollte.
„Ich zahle es dir zurück. Ich schwöre“, versprach Robin. Obwohl er in diesem Moment nicht die leiseste Ahnung hatte, woher er jemals so viel Geld nehmen sollte. Soweit er zurückdenken konnte, hatte er nie mehr als vielleicht mal 30 Euro besessen.
„Versteck es gut und lass es dir nicht wegnehmen“, mahnte Jonas.
„Auf gar keinen Fall!“, versprach Robin. Er stopfte das Geld zurück in den Beutel, schnürte ihn zu und steckte sich den Beutel in die Hosentasche. „Jetzt gehe ich.“
Die beiden Jungs umarmten sich, drückten sich innig, und Jonas flüsterte seinem Freund ins Ohr: „Viel Glück!“
Robin bedankte sich und ging los.
An Entschlossenheit mangelte es ihm nicht. Dafür umso mehr an Ideen, wie er seine Suche beginnen sollte. Kaum hatte er das Haus verlassen, blieb er schon vor der Tür des Heims stehen und fragte sich, wohin er jetzt zuerst gehen sollte.
Vielleicht hätte er doch noch das Abendessen abwarten sollen? Dann hätte er nicht schon jetzt, 30 Sekunden, nachdem er das Haus hinter sich gelassen hatte, bereits ein Hungergefühl in der Magengegend verspürt. Er hatte 83 Euro 55 in der Tasche.

Für ihn war das unfassbar viel Geld. Aber um eine Zeitlang in einer Großstadt wie Hamburg zu überleben, war es verdammt wenig, das war selbst ihm klar. Erst recht, wenn man schon in der ersten Minute seiner Reise daran dachte, sich etwas zu essen zu kaufen, weil einen der Hunger quälte. Kaum war er aufgebrochen, ärgerte sich Robin schon über sich selbst. Solche Fehlentscheidungen musste er ab sofort vermeiden!

In dem Augenblick öffnete sich hinter ihm die Haustür, und Jonas kam herausgelaufen – mit einer Papiertüte in der ausgestreckten Hand, die er Robin reichte.

„Hier! Ein Lunchpaket. Du hast doch noch gar nichts gegessen. Und Abendessen ist erst in einer Stunde, dann bist du schon weg."

Robin nahm die Tüte mit Tränen in den Augen an und murmelte bloß: „Danke, Mann! Du bist echt der Beste!"

Jonas sagte nichts, sondern schenkte Robin nur ein freundliches Lächeln.

Robin marschierte los. Schon an der ersten Straßenecke schaute er in die Tüte hinein und entdeckte hocherfreut ein dickes Sandwich mit gekochtem Schinken. Sein absolutes Lieblings-Sandwich.

Herzhaft biss er hinein und genoss den ersten Bissen einen Moment lang mit geschlossenen Augen. Als er sie wieder öffnete, sah er, wie die Fußgängerampel auf Grün sprang.

Er marschierte los. Die Suche nach seinem Vater hatte begonnen.

Ein erster Hinweis

Als Erstes ging Robin zum Park Fiction, einer etwas seltsamen Konstruktion ganz in der Nähe seines Heims. Park Fiction nannte sich zwar Park, war aber eigentlich gar keiner. Es war auch kein echter Spielplatz, sondern irgendwie eine Mischung aus beidem. Ein paar Grünflächen, kreis- und wellenförmig angelegt, von Sitzbänken umringt, ein heruntergekommener Platz mit einem Basketballkorb, verschmutzte Wegplatten, jede Menge Graffiti und drei kuriose, hohe Kunstpalmen, die diesen unansehnlichen Platz wohl mal zu einem kreativ gedachten, erholsamen Aufenthaltsort hatten machen sollen. Außenstehende und Touristen hätten beim ersten Anblick wohl eher von einem verwahrlosten Spielplatz gesprochen. Aber Park Fiction war ein wichtiger Treffpunkt für die Jugendlichen aus der Gegend. Regelmäßig hatte Robin gemeinsam mit Jonas nach der Schule hier kurz Halt gemacht, noch eine Apfelschorle getrunken, ein paar Körbe geworfen oder – wenn auch selten – das einzig Schöne an diesem Platz genossen: den Blick über den Hafen. Die Anlage befand sich auf einer Anhöhe, und von hier oben sah man auf die Docks 10 und 11 der Schiffswerft Blohm & Ross, weiter links zum Fischmarkt sowie dahinter die Anlegestellen für die Schiffe von und nach Cuxhaven und Helgoland. Zur rechten Seite schaute man aufs U-Boot-Museum, davor auf den HADAG-Fährdienst.
Hier würden sie ihn bestimmt zuerst suchen, denn alle im Heim kannten diesen Treffpunkt. Auch Fred. Aber noch wusste ja niemand, dass Robin abgehauen war. Also suchte auch noch niemand nach ihm. Einen kleinen Moment fragte er sich, ob sein Verschwinden gleich heute Abend beim Essen auffallen würde oder man es erst am Montag bemerken würde, wenn Fred zurück in seinem Büro war.
Robin setzte sich auf die lange, kreisförmige Bank, die das Rasen-Rondell umrahmte, öffnete seinen Rucksack und holte die Papiere hervor, die er aus der Akte hatte mitgehen lassen und auf denen etwas über seinen Vater stand. Leider gab es kein Foto von ihm, sodass Robin keine Ahnung hatte, wie sein Vater ausschaute.
Aber etwas anderes stand dort, von dem er bisher nichts gewusst hatte: der Unfallort seiner Eltern. Kreuzung Finkenwerder Straße – Dradenaustraße. Neben der Ortsangabe war eine kleiner Straßenkartenausschnitt eingefügt.
Wow! Das war überhaupt nicht weit von ihm. Robin hob den Kopf und sah hinüber über die Elbe. Man konnte die Kreuzung von hier aus zwar nicht sehen, aber immerhin ahnen, wo sie sich dort drüben auf der anderen Flussseite befand.
Er entschloss sich, die Unfallstelle direkt vor Ort anzusehen. So weit war es ja nicht.
Und zum Glück gab es unten am Ufer eine große Umgebungskarte für die Touristen. Da Robin kein Handy besaß, war dies die einzige Karte, auf der er nachschauen konnte, wie er zu gehen hatte: zu Fuß zum Hamburg Cruise Center Altona, das war zwar ein ganz schönes Stück, aber er hatte ja Zeit. Von dort aus konnte er eine Fähre

nehmen, den Köhlbrand-Kanal entlang. Von der Anlegestelle dann weiter zu Fuß unter die Köhlbrandbrücke hindurch, über die früher jedes Jahr das Cyclassics Jedermann-Rennen geführt hatte. Das wusste Robin aber nicht aus eigener Anschauung, sondern nur von einem Schulausflug ins Miniaturwunderland, in dem auch dieses größte Jedermann-Radrennen Europas als Modell dargestellt war. Unter der Brücke angekommen, war es nicht mehr weit bis zu der Kreuzung, an der sich sein Leben so grundlegend verändert hatte.

Etwas mehr als eine Stunde brauchte Robin dorthin. Als er endlich ankam, fühlte er sich nicht nur enttäuscht, sondern auch ratlos. Was um alles in der Welt hatten seine Eltern hier in dieser trostlosen Gegend zu suchen gehabt? Wieso waren sie hier gewesen? Hier gab es nichts als LKW-Parkplätze, den Zubringer zur Autobahn A7 und diese elende Straßenkreuzung, an der der Unfall passiert war. Der Rest bestand aus Brachland und verlassenen Baustellen. Erstaunlicherweise gab es eine Bushaltestelle. Wer stieg hier ein? Vielleicht die LKW-Fahrer, die hier in der Koje übernachteten, dann aber mit dem Bus zum Essen oder Einkauf in die City fuhren? Robin hatte keine Ahnung. Rundherum nur Gewerbegebiet und Bahntrassen für Güterzüge.
Nein, für Robin war klar: Hier wollte er auf keinen Fall bleiben.
Andererseits: Hier hatte sein Schicksal seinen Anfang genommen. Hier an dieser Stelle war seine Mutter gestorben, an deren Grab er eigentlich morgen Blumen niederlegen wollte. Aber nun wusste er, dass sein Vater noch lebte. Ihn zu suchen, war wichtiger. Das Grab lief ja nicht weg.
Hier also war – das hatte er jedenfalls bis heute Mittag geglaubt – auch sein Vater ums Leben gekommen. Dem war aber nicht so. Sein Vater war angeblich vom Unfallort geflohen. Weshalb? Und wohin?
Den Grund konnte Robin sich beim besten Willen nicht vorstellen. Aber vielleicht bekam er eine Idee, wohin sein Vater gelaufen sein könnte? Er als Dreijähriger hatte den Unfall zwar überlebt. Aber wenn sein eigener Vater ihn für tot gehalten hat, dann musste Robin ja auch schwer verletzt und bewusstlos gewesen sein. Und sein Vater? Kaum anzunehmen, dass der den Unfall unversehrt überstanden hatte.
Nein! Robin schüttelte unwillkürlich den Kopf. Sein Vater musste ebenfalls schwer verletzt gewesen sein. Hatte die Polizei keine Blutspuren gefunden, denen man hätte nachgehen können? Und was war mit dem Unfallgegner? War der auch gestorben? Oder gab es gar keinen? War sein Vater vielleicht gegen einen Pfeiler gekracht? War er wirklich betrunken am Lenkrad gewesen und deshalb getürmt?
Robin sah sich weiter um. Er stellte sich vor, er würde jetzt verletzt und blutend aus einem völlig demolierten Wagen herauskriechen und annehmen, durch seine eigene Schuld seine Frau und seinen einzigen Sohn getötet zu haben. Wohin konnte er fliehen? Robin fiel wieder der LKW-Parkplatz ins Auge. Dorthin vielleicht? Zu den LKW? Hatte sein Vater vielleicht einen Fahrer gefunden, der ihn aufgenommen,

verarztet und mitgenommen hatte – über die Autobahn nach Sonstwohin? Oder zum Hafen und von dort als blinder Passagier auf einem Schiff? Nein, Letzteres wäre zu riskant gewesen. Von einem Schiff konnte man nicht abhauen. Er wäre also zu den LKW gegangen, sagte sich Robin. Und tat dies jetzt auch. Natürlich bildete er sich nicht ein, dass er dort auf dem Parkplatz noch Spuren von damals finden würde. Der Unfall war neun Jahre her. Aber einen anderen Anhalts- und Ausgangspunkt hatte er nicht. Also ging er zu den LKW, um sich zumindest ein Bild von der Lage vor Ort zu machen. Wer parkte dort? Übernachteten die Fahrer dort? Woher kamen sie? Wohin fuhren sie?

Plötzlich aber flammte in ihm ein Fünkchen Hoffnung auf. Neun Jahre. Sooo lang war das doch auch wieder nicht her. Zumindest gab es doch bestimmt Trucker, die schon seit zehn oder 20 Jahren diesen Beruf ausübten. Und von denen fuhren einige vielleicht seit Jahren immer wieder mal dieselbe Strecke: hierher! Mit anderen Worten: Es war nicht auszuschließen, dass einer der Fernfahrer, die hier Pause machten oder übernachteten, seinen Vater damals gesehen oder vielleicht sogar direkt den Unfall mitbekommen hatte.

Robin spürte, wie mit einem Mal sein Herz höherschlug. Je genauer er sich seine Theorie ausmalte, für desto wahrscheinlicher hielt er es, dass er tatsächlich jemanden treffen würde, der seinen Vater kannte.

Robin beschleunigte sein Tempo, wechselte vom Gang in den Laufschritt. Nicht, dass ihm ein Trucker, der seinen Vater kannte, gleich vor der Nase davonfuhr! Jetzt rannte er förmlich zum LKW-Parkplatz.

Und stoppte erst, als er die Mitte des Platzes erreicht hatte.

Wieder schaute er sich um.

Der Anblick war ernüchternd. Seine Idee war doch Quatsch. Solche Zufälle gab es nicht, dass er ausgerechnet hier einen treffen würde, der …

„Hey!“, rief ihm jemand zu.

Eindeutig einer der Trucker, glaubte Robin. Der Mann zuppelte an seiner Hose herum und kam ein Stück auf Robin zu. Offenbar hatte er gerade in eines der angrenzenden Büsche gepinkelt. Ein paar Meter vor ihm blieb der Fremde stehen und schaute ihn fragend an: „*Hey. Are you okay?*“

Robin verstand. Der Mann sprach kein Deutsch, wunderte sich aber offenbar, hier ein Kind anzutreffen.

Robin überlegte, wie er den Mann befragen sollte. Er versuchte es einfach auf Deutsch und sagte: „Ich suche meinen Vater.“

Der Trucker hatte offenbar zwar die Worte verstanden, konnte aber natürlich nicht ahnen, wonach Robin wirklich suchte. So zeigte der Mann nur hinüber auf die andere Straßenseite.

„*Tam!*“, sagte er. „*Tam!*“

Robin wusste nicht, was der Mann ihm damit sagen wollte; nicht einmal, in welcher Sprache er das tat.
„*On coś je!*“, sagte ihm der Mann. „*Tam!*“
Robin war ratlos. Nur eines war klar: Da der Mann nicht wissen konnte, wie Robins Vater aussah, konnte er ihn mit seiner Antwort auch nicht gemeint haben.
Trotzdem bedanke Robin sich höflich und ging hinüber auf die andere Seite der Straße. Dort sah er sofort, was der Mann ihm hatte sagen wollen.
Hier auf dieser Seite befand sich ein gedrungenes kleines Gebäude. Offenbar ein Fernfahrertreff. Denn hier schien es deftiges Essen und Getränke zu zivilen Preisen zu geben. Direkt vor der Auffahrt zur Autobahn. Bestimmt ein lohnendes Geschäft, überlegte Robin. Ob sein Vater hier Hilfe gesucht hatte? Wohl kaum, dachte er sofort, bevor wieder neue Hoffnungen in ihm aufkeimen konnten. Wäre sein Vater hier gewesen, hätte der Wirt doch sicher die Polizei und einen Notarztwagen gerufen. Und dann …
Moment mal! dachte Robin plötzlich. Vielleicht hatte sein Vater das ja sogar getan? Weil er wollte, dass die Polizei kam! Vielleicht hatte der Wirt den Notarzt gerufen, und sein Vater hatte das Gebäude wieder verlassen und war erst dann fortgelaufen?
Robin schöpfte neuen Mut und betrat den Imbiss, der tatsächlich gut besucht war. Auf den ersten Blick sah Robin keinen freien Tisch.
Das erklärte den vollen Parkplatz mit LKW, auch auf der anderen Seite der Straße.
Robin ging schnurstracks auf den Wirt zu, der sich soeben drei heiße Teller voll Bratkartoffeln und Koteletts auf den einen Arm legte, nach einem weiteren Teller mit der Hand griff und sie an zwei Tischen servierte, an denen jeweils zwei LKW-Fahrer saßen. Alle vier sehr stämmige Kerle mit tätowierten Oberarmen. Das konnte man gut erkennen, weil keiner der vier Ärmel trug. Vielleicht nannten sie es Muskel-Shirts, aber für Robin waren es einfache weiße Unterhemden, in denen die vier Männer hier saßen.
Der Wirt kehrte zurück zu seinem Tresen und hätte Robin beinahe umgerannt.
„Was stehst du hier im Weg herum?“, blaffte der Wirt ihn an. „Gehörst du zu irgendjemanden?“
„Ja“, antwortete Robin. „Ich suche meinen Vater.“
Der Wirt nickte kurz, ging aber weiter, um sich in der Durchreiche zur kleinen Küche die nächsten Teller zu schnappen.
„Sieh dich um!“, rief er Robin zu. „Siehst du ihn hier?“
„Nein!“, antwortete Robin, während der Wirt mit weiteren Tellern vollbeladen wieder an ihm vorbeizog.
„Na also!“, raunte der Wirt und bediente die nächsten zwei Tische.
Als er zurückkam, rief Robin ihm zu: „Mein Vater hatte hier vor neun Jahren einen Unfall. Wissen Sie etwas darüber?“
Der Wirt lachte auf. „So etwas kümmert mich nicht. Wenn einer da draußen keinen LKW einparken kann, kann ich ihm auch nicht helfen.“

Robin nutzte den Augenblick, den der Wirt nun hinter dem Tresen stand und ein paar Gläser spülte, und erzählte ihm, dass sein Vater einen PKW gefahren hat, einen schweren Unfall hatte und ziemlich verletzt und blutend hier hereingekommen sein musste.
Der Wirt unterbrach seine Arbeit und glotzte Robin an.
„Wieso fragst du das alles nicht deinen Vater? Ist er tot?“
„Nein“, antwortete Robin. „Verschwunden.“
„Seit neun Jahren?“, fragte der Wirt verwundert.
„Ja.“
„Tut mir leid, mein Junge. Dann wird er wohl nicht mehr auftauchen. Ich jedenfalls kann dir da auch nicht weiterhelfen.“
„Danke!“, sagte Robin höflich.
Er drehte sich um und wollte zur Tür hinausgehen, als ihn plötzlich eine große Pranke mit rauer Haut am Handgelenk packte. Robin erschrak, zuckte zusammen – und sah einem blonden, bärtigen Mann in die trüben Augen.
„Die Polizei hat auch nach ihm gesucht!“, sagte der Mann mit tiefdunkler Stimme und einem seltsamen Akzent. Robin überlegte, wo er einen ähnlichen Akzent schon mal gehört hatte.
„Wann?“, fragte Robin aufgeregt.
Der Mann zuckte mit den Schultern. „Vor acht bis neun Jahren. Kurz nach dem Unfall.“
„Sie haben den Unfall mitbekommen?“, fragte Robin aufgeregt.
Der Mann schüttelte den Kopf.
Der Wirt kam mit zwei Tellern vorbei und rief dem Mann zu: „Knud. Lass ihn! Setz ihm keine Flausen in den Kopf.“
Der Mann, der offenbar Knud hieß, überging die Mahnung des Wirts.
„Ich war nur zufällig da, als die Polizei hier einige Leute befragte“, erläuterte Knud. „Ich hab vom Unfall bloß gehört. Und davon, dass der Mann, nach dem gesucht wurde, wohl untergetaucht war. Man suchte ihn als Obdachlosen im Hafen, hab ich damals gehört. Ist das dein Vater?“
Robin nickte.
Knud nickte. „Mehr weiß ich nicht“, sagte er.
Robin bedankte sich und lief hinaus. Also doch? Sein Vater lebte als Obdachloser – fast vor Robins Nase. Und hatte sich nie gemeldet. *Ob er immer noch lebt?* fragte sich Robin. Und zog weiter. Richtung Hafen.

Ein neuer Gefährte

Obdachloser im Hafen. Aha. Was für ein Hinweis! Robin kannte die genauen Daten des Hafens nicht. Aber er wusste: Der Hamburger Hafen war einer der größten Europas, wenn nicht sogar der Welt. Wie sollte man da jemanden finden, der keine Adresse besaß? Ebenso hätte dieser Knud ihm sagen können, sein Vater wäre auf Honolulu oder am Nordpol gesehen worden. Dort wären die Chancen, ihn zu finden, vermutlich größer gewesen. Doch Robin wollte sich in seinen Gedanken und seiner Stimmung nicht herunterziehen lassen. Er nahm sich vor, einfach fest daran zu glauben, dass sein Vater noch lebte und sich als Obdachloser irgendwo im Hamburger Hafen durchs Leben schlug. Plötzlich bemerkte er, dass er damit etwas mit seinem Vater gemeinsam hatte. Auch er, Robin, stand gerade im Hamburger Hafen, war allein auf sich gestellt, hatte keine Bleibe, musste höllisch aufpassen, nicht erwischt zu werden und sich vor allem vor der Polizei in Acht nehmen. Ganz genau wie sein Vater! Jedenfalls wenn stimmte, was Robin vermutete.
Robin sah auf seine Uhr. Im Heim war das Abendessen gerade beendet. Der Küchendienst hatte sicher schon die Tische abgeräumt und spülte nun das Geschirr. Robin hoffte, dass Ross Jonas in Ruhe lassen würde. Vielleicht hatte Ross ja noch nicht mitbekommen, dass Robin abgehauen war, und ließ Jonas allein deshalb schon zufrieden.
Robin setzte sich an den Straßenrand, holte das zweite und letzte Sandwich, das Jonas ihm zubereitet hatte, aus der Tüte und aß es genüsslich, bevor er sich aufmachte, zum Hafen zurückzukehren.
Während er aß, überlegte er, wo er heute Nacht bleiben sollte, ohne dass die Polizei ihn aufstöberte. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wo und wie man in einer Stadt wie Hamburg ohne Unterkunft die Nacht verbringen sollte. Er hätte bestimmt einen Schlafsack mitgenommen, aber er besaß gar keinen. Sie hatten Anfang September. Zum Glück waren die Tage noch warm und die Nächte nicht allzu kalt. Trotzdem: ohne Decke, ohne Unterlage? Wo sollte er schlafen? Er wusste es nicht.
Er kehrte erst einmal zu Fuß und mit der Fähre zurück, hielt sich aber dieses Mal weiter vom Heim entfernt. Er ging bis zu den Landungsbrücken, der Anlegestelle für die Fährschiffe. Dort wimmelte es um die Jahreszeit noch von Touristen, in deren Masse er sich bestimmt gut verstecken konnte, bis er müde wurde. Dann aber musste er irgendwo einen Platz gefunden haben.
Schon mit dem ersten Rundumblick wusste Robin, dass sein Plan, in der Masse der Touristen unterzutauchen, nicht so funktionieren würde, wie er es sich gedacht hatte. Zumindest nicht als Ort zum Übernachten. Zu viele Leute und keine Plätze, an denen man sich einigermaßen geschützt und ruhig niederlassen konnte. Deshalb entschloss

er sich, gleich weiterzuziehen und nicht erst mitten in der Nacht nach einem geeigneten Platz zu suchen.
Er sah den Hügel hinauf, auf dem sich eine Jugendherberge befand.
Vielleicht gar keine schlechte Idee? Um die Herberge herum gab es eine kleine Grünanlage, die gleichzeitig den Beginn eines richtigen Parks darstellte, der sich, nur an einer Stelle von einer breiten Straße durchtrennt, bis zur Rollschuhbahn und einem großen Spielplatz in Planten und Blomen durchzog. Das war doch ideal!
Er überquerte die Straße, um links vom S-Bahnhof Landungsbrücken aus die Treppen hinauf zur Jugendherberge zu steigen. Doch kaum hatte er die ersten Stufen hinter sich gelassen, kamen ihm von oben zwei Streifenpolizisten entgegen.
Verdammt!
Robins Puls begann schlagartig zu rasen. Wie sollte er sich verhalten? Weglaufen? Zu auffällig. Ganz cool an ihnen vorbeigehen? Dazu war er nicht abgebrüht genug. Ihm standen ja jetzt schon die Schweißperlen auf der Stirn. Er sah auf die Uhr. Mittlerweile war es halb acht Uhr abends. Würden die Polizisten sich jetzt schon wundern, was er allein hier machte? Keine Eltern weit und breit zu sehen. Robin musste sich entscheiden. Vor Schreck war er stehengeblieben, während die Polizisten ihm immer näherkamen.
Mist! Allein das war doch schon verdächtig. Bestimmt ahnten die beiden schon, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Ob das Heim seine Abwesenheit schon bemerkt hatte? Ob die Polizei schon verständigt war und jetzt jeder Polizist in der Umgebung von ihm wusste und nach ihm Ausschau hielt? Robin wusste es nicht.
Die beiden Polizisten waren nur noch zehn oder 15 Stufen von ihm entfernt. Sie sahen zu ihm hinunter. Meinten sie wirklich ihn? Oder guckten sie nur logischerweise herunter, weil sie die Treppen hinabstiegen?
Jetzt höchstens noch zehn Stufen. Die Polizisten hielten nebeneinander so viel Abstand, dass Robin nur schwer an ihnen vorbeikommen würde. Er musste mitten durch die beiden hindurch. Würden sie Fragen stellen? Dann wäre es zu spät für eine Flucht.
Nur noch wenige Stufen. Vielleicht fünf oder sechs.
Robin hielt es nicht aus. Er drehte sich um und rannte die Treppe hinunter. Er traute sich nicht, sich umzudrehen, um zu sehen, ob die Polizisten ihn verfolgten. Sicherheitshalber ging er einfach davon aus, dass sie sich an seine Fersen geheftet hatten. Er hastete weiter die Treppe hinunter, dann um die Ecke, quer über den Bahnhofseingang und anschließend über die Straße. Das war aber nicht so einfach. Die Straße war viel befahren. Er kam nicht rüber, durfte aber auch nicht länger stehenbleiben. Robin atmete einmal kurz durch, streckte den Arm mit offener Hand aus, um den Autofahrern zu bedeuten: bitte kurz anhalten.
Dann rannte er los. Wagte nicht, nach links zu schauen, ob die Autos tatsächlich bremsten oder gerade auf ihn zurasten. Er hörte quietschende Reifen. Hupen. Hatte

den Mittelstreifen erreicht, lief weiter, ohne nach rechts auf den Gegenverkehr zu schauen. Es ging gut, weil ein Doppeldeckerbus für Stadtrundfahrten kurz vor ihm in eine Haltebucht einbog. Robin rannte weiter, Richtung Eingang Alter Elbtunnel, bog zuvor links ab und lief hinunter zu den Landungsbrücken. Auch hier schlenderte noch eine ganze Menge Touristen entlang, obwohl die meisten Verkaufsbuden schon geschlossen hatten. Einer der Läden hatte ein paar fest verankerte Tische und Bänke draußen stehen. Robin kroch unter einen der Tische, kauerte sich zusammen und atmete schwer. Dann erst traute er sich, nach hinten zu schauen, von wo er gekommen war. Waren die Polizisten ihm gefolgt?

Soweit er sehen konnte, nicht.

Stattdessen entdeckte er einen Tisch weiter einen kleinen, weißen strubbeligen Hund, etwa so groß wie ein Pudel, aber eindeutig eine Mischung aus wer weiß wie vielen Rassen, der gerade eine irgendwann heruntergefallene halbe Bratwurst verschlang.

Robin schenkte ihm ein Lächeln, erkannte dann aber, dass er selbst großen Hunger verspürte. Die beiden Sandwiches, die Jonas ihm gemacht hatte, waren wunderbar gewesen, aber zu wenig. So eine Bratwurst, wie der Hund sie gerade in sich hineinschlang, wäre jetzt auch etwas für ihn. Robin wusste nicht, ob noch irgendein Imbiss hier unten auf den Landungsbrücken geöffnet hatte. Zumindest drang ihm von irgendwo her der verführerische Duft von Gegrilltem in die Nase. Oder war es nur Einbildung, nachdem er die Wurst bei dem Hund gesehen hatte? Robin hatte zwar ein wenig Geld dabei, aber er vermutete, dass Bratwürste hier in der Touristengegend viel zu teuer waren. Er musste mit seinem Geld haushalten.

Wo aber sollte er um diese Zeit noch zu vernünftigen Preisen etwas zu essen herbekommen? Er wusste zwar von einigen Supermärkten in seinem Wohngebiet, ganz in der Nähe seines Heims. Sogar direkt auf der Reeperbahn gab es einen, der bis spät abends geöffnet hatte. Er wusste aber auch, wie viele Polizisten dort Streife liefen. Außerdem bestand das Risiko, dass ihn irgendjemand aus der Nachbarschaft seines Heims sehen und sich wundern könnte, was er abends noch in einem Supermarkt zu suchen hatte.

Der kleine Hund hatte aufgefressen und zog schnüffelnd weiter. Sein Wursthappen hatte wohl in ihm die Hoffnung geweckt, weitere Leckereien finden zu können.

Robin sah ihm hinterher und überlegte, ob er sich vielleicht auch auf die Suche nach übrig gebliebenem Essen machen sollte, als er plötzlich erschreckt zusammenfuhr.

Wie aus dem Nichts kam von irgendwo mit einem Mal ein Kampfhund angeschossen, der auf das Hündchen losging. Der Kleine heulte vor Schmerz auf und quiekte herzerweichend laut. Gerade wollte Robin aus seinem Versteck herausstürzen, um sich dem Kampfhund entgegenzustellen und das Hündchen zu beschützen, als das Hündchen selbst es irgendwie schaffte, sich aus dem Angriff herauszuwinden und davonzuflitzen. Doch der Kampfhund setzte dem armen Tier sofort nach.

Und dann ging alles ganz schnell. Robin bekam es gar nicht richtig mit und hatte auch nicht alles genau sehen können. Aber mit einem Mal stürzte das Hündchen jaulend von der Pier ins Wasser. Oder war es etwa gesprungen?
Der Kampfhund sah ihm hinterher und lief in kurzen, hektischen Schritten auf der Pier hin und her wie ein Tiger in einem zu engen Käfig, auf der Suche nach einer Möglichkeit, das Hündchen wieder packen zu können. Aber die bot sich nicht, und der Kampfhund wollte offenbar unter keinen Umständen ins Wasser hinterherspringen.
Robin krabbelte unter dem Tisch hervor, um nach dem kleinen Hund zu sehen, als ein schriller Pfiff ertönte. Offenbar vom Herrchen des Kampfhundes. Denn von jetzt auf gleich interessierte sich der Kampfhund nicht mehr für sein Opfer, sondern schoss wie ferngesteuert zu seinem Herrchen zurück.
Robin rannte an den Rand der Pier und schaute ins Wasser, in dem der Hund um sein Leben paddelte. Denn offenbar hatte der Kampfhund ihn verletzt, sodass das Hündchen nicht mehr im Vollbesitz seiner Kräfte war. Es schwamm zwar wieder auf die Pier zu, aber Robin erkannte, dass es keine Möglichkeit für den Hund gab, an der Pier wieder aus dem Wasser herauszuklettern. Das erkannte offenbar auch der Hund. Denn er drehte ab, um es ein Stückchen weiter erneut zu versuchen.
Robin beugte sich, so weit es ging, übers Wasser, streckte seinen Arm nach dem Hund aus und rief ihm zu: „Hierher! Komm! Ich helfe dir. Hierher!“
Doch der Hund schwamm seiner eigenen Wege. Allerdings wurden seine Bewegungen hektischer, sein Vorankommen aber langsamer. Der Hund war körperlich ziemlich am Ende und vermutlich verzweifelt, weil er keinen Ausweg sah. Tapfer paddelte das kleine Kerlchen weiter.
Robin dachte nicht mehr länger nach. Er war ein guter Schwimmer, und der Hund benötigte Hilfe. Also sprang Robin ins Wasser, schwamm dem Hund entgegen, packte ihn am Genick wie einen Welpen, zog ihn mit sich und verfrachtete ihn – halb hebend, halb schiebend – hinauf auf die Pier. Dann zog Robin sich selbst bis zur Brust an der Pier hoch, gelangte so mit dem Knie auf festen Boden und konnte sich selbst wieder an Land ziehen. Einige Passanten blieben stehen und beobachteten die Szene. Einige schüttelten verständnislos die Köpfe, einige wenige applaudierten.
Robin versuchte, sich das Wasser vom Leib zu schütteln, so wie es der Hund eben getan hatte, aber er blieb trotzdem klitschnass. Seine Kleidung war schwer mit Wasser vollgesogen. Aber der Hund lief nicht fort, was Robin sofort auffiel.
Er kniete sich vor den Kleinen und streckte erneut die Hand aus. Dieses Mal kam der pitschnasse Hund näher, ließ sich anfassen und am Kopf streicheln.
„Du musst besser auf deinen Hund aufpassen!“, mahnte ihn eine ältere Dame im Vorbeigehen. „Jetzt seht zu, dass ihr beide nach Hause kommt. Ihr seid ja völlig durchnässt.“
Was du nicht sagst! dachte Robin bei sich. Aber dann nickte er und antwortete höflich: „Ja. Danke. Wir gehen sofort nach Hause.“

Er wollte kein weiteres Aufsehen erregen. Es konnte immer noch sein, dass die beiden Polizisten in der Nähe waren und nach ihm suchten.
„Komm!“, wies er den Hund an, erhob sich und marschierte mit quietschenden Schuhen und triefender Kleidung los.
Tatsächlich folgte der Hund ihm.
Das war gut, dachte Robin bei sich. So erregte er weniger Aufmerksamkeit.
Mit schnellen Schritten eilte er die Brücke hinauf vom Pier zur Straße. Der Hund ließ nicht mehr von ihm ab.
„Okay“, sagte Robin zu dem Hund, während er überlegte, wo er jetzt hingehen sollte. Die Polizisten dürften aus dem Park an der Jugendherberge verschwunden sein, vermutete er. Und selbst wenn ihn jetzt jemand entdeckte: Nun konnte er sich herausreden, als Zwölfjähriger noch mal mit dem Hund um den Block Gassi gegangen zu sein. Das klang plausibel und nicht so auffällig wie ein Kind, das in der Nähe der Reeperbahn allein durch den Abend schlenderte. Und dass sie beide durchnässt waren, konnte man mit einem Unfall erklären, der ja im Prinzip auch tatsächlich so stattgefunden hatte. Ja, Robin war zuversichtlich und wandte sich an den Hund: „Ich weiß ein feines Plätzchen in einem Park. Das wird dir gefallen. Komm!“

Die erste Nacht

Robin stieg die Wege und Treppen hinauf, an der Jugendherberge vorbei, weiter hoch bis zum Bismarck-Denkmal. Dort hatte der Park schon einen richtigen Baumbestand, sodass man sich fast wie in einem kleinen Wäldchen fühlte. Ein schmaler asphaltierter Weg führte an einer lückenlos mit Graffiti besprühten Betonmauer entlang, an der Robin eine kleine Pause einlegte, um sich die Wunden des Hundes anzusehen.
Robin hatte keine Ahnung von Medizin, aber er selbst hatte schon so manche blutende Wunde an Armen und Beinen davongetragen. Und er fand, die Bisswunde im Genick des Hundes sah nicht besonders schlimm aus. Auch wirkte der Hund schon wieder unbeschwert und hüpfte fröhlich in der Gegend herum. Allzu schwer also war die Verletzung wohl nicht. Offenbar hatte der Hund es geschafft, den gefährlichen Bissen des Kampfhundes rechtzeitig zu entkommen. Trotzdem überlegte Robin, wo und von wem er den Hund am nächsten Tag vielleicht untersuchen lassen könnte. Einen Tierarzt kannte er nicht. Und selbst wenn er einen gekannt hätte, wie sollte er den bezahlen?
Robin streichelte dem Hund über den Kopf und fragte: „Hm? Was meinst du? Kommst du allein klar mit deiner Bisswunde?“
Der Hund kuschelte sich in seinen Arm. Offenbar genoss er die Streicheleinheiten.
Robin fiel ein, dass man Wunden zumindest reinigen und desinfizieren sollte, damit sie sich nicht entzündeten. Er wusste auch, dass es ein Stückchen weiter einen kleinen Teich gab. Aber er fragte sich, ob man mit dem Wasser eine Wunde desinfizieren konnte. War das Wasser nicht zu schmutzig? Er hatte keine Ahnung.
Er streichelte den Hund weiter, betrachtete ihn mitleidig und überlegte, wie er ihm noch besser helfen könnte. Im Moment fiel ihm nichts ein – aber auf, dass der Hund gar keinen Namen hatte. Ein Halsband trug er nicht, eine Hundemarke brauchte man in Hamburg nicht. Das wusste Robin von einer Mitschülerin. Es war also nicht auszumachen, ob der Hund irgendjemandem gehörte und nur weggelaufen war oder ob er schon immer allein durch die Stadt streunte.
Robin beschloss, dass der Hund bisher keinen Besitzer hatte und er ihn nun aufnehmen würde.
„Was meinst du? Willst du bei mir bleiben?“
Er wusste, spätestens, wenn er ins Heim zurückkehrte, würde er ihn wieder abgeben müssen. „Dann haben wir beide das gleiche Schicksal“, erklärte Robin dem Hund. „Solange wir hier draußen sind, gehören wir zusammen. Danach müssen wir beide wieder ins Heim – ich für Kinder, du für Tiere.“
Aber bevor das geschah, würde Robin den Hund eher wieder in die Wildnis der Großstadt zurückgeben. Doch über all das wollte er im Augenblick nicht weiter nachdenken. Jetzt waren sie erst einmal zusammen.

„Weißt du, ich suche meinen Vater. Wenn ich ihn finde, kann ich vielleicht wieder mit ihm zusammenwohnen. Und dann kommst du mit. Wir werden dann eine richtige Familie. Mein Vater, du und ich. Was hältst du davon?“
Der Hund gab leise quiekende Laute von sich. Robin beschloss, das als Zustimmung zu werten.
„Also brauchst du einen Namen“, bestimmte er. „Mal sehen: Streuner?“
Der Hund wandte den Kopf ab.
„Ja, du hast recht“, räumte Robin ein. „Das ist ein bisschen einfallslos. Vermutlich heißen alle Hunde, die auf der Straße leben, Streuner.“
Der Hund – offenbar zufrieden, dass er nicht Streuner heißen musste – wandte seinen Kopf wieder zu Robin.
„Mein bester Freund Jonas, der wüsste bestimmt sofort einen Namen für dich“, erklärte Robin. „Denn der ist total schlau. Ich bin leider überhaupt nicht so schlau. Aber dafür beschütze ich Jonas immer. So, wie ich dich jetzt immer beschützen werde. Okay?“
Der Hund kuschelte sich tiefer in Robins Arm. Er fand es also okay.
„Ich heiße übrigens Robin“, stellte Robin sich nun vor. „Wie Robin Hood. Kennst du den? Der König der Diebe. Der lebte irgendwie im Mittelalter oder so in England. Im Wald. Da hat er eine Bande gegründet, die Kutschen der Reichen überfallen und das Geld unter den Armen im Dorf verteilt. Seine besten Gefährten hießen Bruder Tuck und Little John.“
Robin betrachtete den kleinen Hund und fand: „Little John. Das wäre doch ein schöner Name für dich. Was meinst du?“
Der Hund leckte Robin die Hand ab. Also: vollstes Einverständnis.
„Super! Herzlichen Willkommen, Little John!“
Ein Stückchen entfernt ließ sich eine Frau nieder. Nach Robins erstem Eindruck eine Obdachlose. Sie setzte sich wie Robin auf den Weg, lehnte sich an die Graffiti-Wand und stellte ihr Gepäck neben sich ab, das aus drei prallen Plastiktüten eines Discounters bestand. Sie hatte lange schwarze, aber recht ungepflegte Haare, in denen aber auf ihrer rechten Seite zwischen Stirn und Ohr eine knallrote Rosenblüte steckte. Sie trug einen recht verschlissenen, braunen Wollmantel, für den es nach Robins Meinung zu dieser Jahreszeit viel zu warm war. Er fragte sich, wie sehr die Frau darin wohl schwitzte. Im krassen Unterschied zu dem winterlichen Mantel trug sie Sommer-Sandaletten. Bei der linken baumelte ein halb abgerissener Riemen als gefährliche Stolperfalle herab. Das Gesicht war auffällig grell geschminkt: mit einem knallroten, rund um den Mund verschmierten Lippenstift, hellblauem Lidschatten und schwarzen Augenrändern. An einigen Stellen lief die schwarze Farbe tränengleich die Wangen herab, als hätte die Frau gerade geweint. Sie schaute zu Robin hinüber.
Robin wollte schnell woanders hinsehen, als die Frau eine Flasche klaren Schnaps aus einer der Tüten zog.
Alkohol! schoss es Robin durch den Kopf. *Der ist gut, um eine Wunde zu desinfizieren.*

„Wat glotzte denn so?“, fragte die Frau mit rauer Stimme hinüber, worauf ein kleiner Hustenanfall folgte.
Robin widerstand der Versuchung, sofort den Blick wieder abzuwenden oder am besten gleich ein Stückchen weiterzuziehen. Er wollte keinen Ärger. Aber er brauchte den Alkohol für Little John.
Sanft schob er Little John beiseite, stand auf und ging einige Schritte auf die Frau zu.
„Mein Hund ist verletzt“, teilte er der Frau mit.
„Das tut mir leid“, antwortete die Frau. „Was hatter denn?“
„Bisswunde von einem Kampfhund“, antwortete Robin.
Die Frau schüttelte verständnislos den Kopf. „Hattich auch mal. Das is ‘ne Pest mit den Kötern. Wieso können die Leute ihre Tölen nicht an die Leine nehmen?“ Sie drehte die Schnapsflasche auf, nahm einen tiefen Schluck, drehte den Verschluss wieder zu und stellte die Flasche neben sich ab.
Robin zuckte mit den Schultern. „Ich weiß es nicht. Aber Sie können ihm helfen!“
Die Frau schaute Robin verwundert an. „Ich?“
Robin nickte. „Ja, mit Alkohol könnte ich die Wunde desinfizieren, damit sie sich nicht entzündet.“
Die Frau drehte sich zu allen Seiten um, als suchte sie jemanden. „Alkohol? Was für’n Alkohol?“
„Ihren Schnaps!“
Die Frau starrte Robin an, dann ihre Flasche, dann wieder Robin. Dann nahm sie die Flasche und drehte den Verschluss wieder auf.
Robin atmete schon erleichtert auf. Gott sei Dank: Die Frau würde ihm helfen!
„Das ist kein Alkohol aus der Apotheke, Junge. Das ist guter Wodka zum Trinken.“
Die Frau setzte die Flasche an den Mund, trank den nächsten Schluck und drehte die Flasche wieder zu.
„Aber der funktioniert auch!“, versicherte Robin ihr. „Ich brauche nur ein paar Tropfen!“
Wieder sah die Frau Robin an, kniff die Augen zusammen und sagte: „Okay, du willst was von meinem Wodka. Was krieg ich denn dafür?“
Nichts! lag Robin auf der Zunge. Es ging doch nur darum, einem verletzten kleinen Hund zu helfen. Doch rechtzeitig besann er sich und sagte: „Ich zahle zwei Euro. Ich glaube, so viel kostet ein Gläschen Schnaps im Laden.“
Die Frau lachte auf: „Oh, sieh an. Du bist wohl Krösus?“
Robin wusste nicht, wer oder was ein Krösus war.
Die Frau winkte ihn zu sich. „Na, dann komm her, Bürschchen. Her mit den zwei Euro. Dann bekommst du ‘nen Schluck Wodka.“
„Au fein!“, jubelte Robin. Er nahm Little John auf den Arm, lief zu der Frau, setzte den Hund bei ihr ab und stellte ihn vor: „Das ist Little John.“
Die Frau lachte auf: „Little Joe? Wie der von Bonanza? Den fand ich auch immer gut.“

Robin hatte keine Ahnung, wovon die Frau sprach. Stattdessen erklärte er ihr den Namen: „Little John. Der Gefährte von Robin Hood. Ich heiße nämlich Robin."
„Ohhhh!", sagte die Frau langgedehnt. „Robin Hood, der König der Diebe, der den Reichen nimmt und den Armen gibt."
„Genau!", stimmte Robin ihr freudig zu.
„Dann gib ma' die zwei Euro, du edler Robin Hood", verlangte die Frau.
Robin holte sein Portemonnaie hervor, suchte zwei Euro heraus, die er zum Glück klein hatte, und überreichte sie der Frau. „Wie heißen Sie eigentlich?"
Die Frau steckte die zwei Euro ein und antwortete: „Carmen. Wie die berühmte Carmen, weiß du?"
Robin wusste nicht. Er kannte keine berühmte Carmen. Aber das behielt er für sich, sondern nickte nur und sagte: „Ah so."
Carmen reichte ihm die Wodka-Flasche. „Aber nur einen Schluck."
Robin zog ein sauberes Papiertaschentuch aus seiner Hosentasche, faltete es noch mal, träufelte etwas Wodka darauf und …
„Genug!", herrschte Carmen ihn an und entriss ihm sofort die Flasche.
Robin hatte zum Glück wirklich schon genug aufs Tuch geträufelt.
„Jetzt tut es ein bisschen weh!", warnte er Little John vor. Und drückte das alkoholgetränkte Tuch auf die Wunde.
Little John quiekte laut auf, wollte sich sofort aus Robins Arm herauswinden. Doch Robin hatte das geahnt und behielt den Hund fest im Griff.
„Ist ja gut", versuchte er ihn zu beruhigen. „Ist ja schon vorbei."
Tatsächlich beruhigte sich Little John sehr schnell wieder und kuschelte sich erneut an sein neues Herrchen.
Carmen beobachtete das mit einem freundlichen Lächeln.
Robin sah erst jetzt, dass ihr die zwei unteren mittleren Zähne fehlten. Er sah schnell von ihrem Gesicht weg und bedankte sich noch mal bei ihr für den Schluck Alkohol.
„Ich denke, wir legen uns jetzt schlafen", sagte Robin und wollte zurückgehen zu seinem alten Platz. Doch Carmen fragte nach, woher Robin komme, wieso er spät abends allein durch den Park streife und so weiter.
Robin setzte sich neben sie und erzählte ihr seine ganze Geschichte.
Carmen schien sehr ergriffen von Robins Schicksal. Jedenfalls hielt sie ihm mehrmals während seiner Erzählung die Wodka-Flasche hin und bot ihm an, zu trinken. Gratis!
Robin lehnte jedes Mal dankend ab. Nur die ersten beiden Male wies er darauf hin, dass er erst zwölf Jahre alt war. Carmen schien das nicht zu interessieren. Sie bot ihm trotzdem immer wieder Alkohol an und fragte ihn zwischendurch sogar einmal nach einer Zigarette, die Robin natürlich auch nicht für sie hatte.
Nachdem Robin seine Geschichte zu Ende erzählt hatte, sagte Carmen: „Okay, Junge. Leg dich hierhin neben mich. Ich pass auf dich auf. Draußen im Park zu übernachten is nich so einfach, wie man es sich vielleicht denkt, weißt du?"

„Ich dachte nie, dass es einfach ist“, widersprach Robin. Aber etwas anderes blieb ihm halt nicht übrig, wenn er seinen Vater finden wollte.
„Wie auch immer“, überging Carmen seinen Einwand. „Leg dich hin und schlaf. Ich pass auf. Und morgen gehst du mit neuer Kraft los und suchst deinen Vater.“
„Danke!“, sagte Robin.
Und dann wollte er sich hinlegen – wusste aber nicht, wie.
Carmen lächelte ihn schelmisch an.
„Hast du keine Pappe?“, fragte sie.
Robin sah sie fragend an: „Pappe?“
„Natürlich, mein Junge. Wir sind hier in Hamburg, nicht in Spanien. Der Boden is feucht und kalt. Du holst dir ja ‘ne Lungenentzündung. Hier!“
Sie kramte in ihren Tüten und zog aus einer ein großes Stück Pappkarton hervor, das mehrfach zusammengefaltet war. Sie breitete es aus zu einem Bett.
„Morgen besorgst du dir als Erstes eine eigene Pappe. Das is wichtig. Am besten aus den Altpapiercontainern oder den blauen Mülltonnen. Denn du musst einen Pappkarton von einem Versandhaus nehmen. Oder vom Supermarkt, in denen Obst geliefert wurde. Die sind wetterfest, weißt du? Nich so ein Karton aus‘m Elektronikmarkt. Da sind die Pappkartons ja fast empfindlicher als die Computer darin. Also einen robusten Karton vom Versandhandel. Der schützt dich als Unterlage vor Feuchtigkeit“, erläuterte sie.
„Danke“, sagte Robin. „Und Sie?“
„Ich nehme für heute Nacht meinen Mantel“, antwortete Carmen. „Mach dir keine Sorgen. Leg dich auf die Pappe, deck dich mit einer Jacke oder ‘nem Pullover zu, wenn du hast.“
Robin bedankte sich nochmals, zog seinen Hoodie aus dem Rucksack, legte sich auf die Pappe, deckte sich mit dem Hoodie zu, unter den er auch Little John kriechen ließ, schloss die Augen und war froh, Carmen getroffen zu haben, die ihm zur Seite stand und mit guten Tipps und Hilfe über die erste Nacht half.
Sehr schnell und tief schlief Robin bald ein.

Alles weg!

Robin wusste nicht, wie spät es war und wie lange er geschlafen hatte, als er aufwachte. Müde sah er auf die Uhr: Es war sieben und die Sonne bereits aufgegangen. Ihm tat alles weh, besonders der Rücken, aber auch die Seiten und die Oberarme. Trotz der Pappe hatte er verdammt hart gelegen. Er hob den Kopf und sah Little John, der nicht weit entfernt die Gegend erschnüffelte. Sein neuer Freund war also noch da. Erleichtert ließ er den Kopf wieder auf den nackten Stein sinken. Erst dabei bemerkte er, dass sein Rucksack, den er als Kopfkissen genutzt hatte, nicht mehr dalag. War er beiseite gerutscht? Robin richtete sich erneut auf, schaute sich um, aber der Rucksack war nirgends zu sehen. Auch Carmen lag nicht mehr neben ihm. War sie wie Little John schon aufgestanden und noch in der Nähe oder schon fortgegangen? Er hatte doch noch ihre Pappe, die sie wiederhaben wollte.
So sehr er sich auch umschaute, weder von Carmen noch von seinem Rucksack irgendeine Spur zu sehen. Robin begriff immer noch nicht so richtig, was geschehen war. Oder aber er begriff es, wollte es aber nicht wahrhaben. Nein! Das konnte doch nicht sein! Carmen würde ihn doch nicht …?
Doch so sehr er auch auf seinen Schlafplatz starrte, dort lag nicht mehr als die Pappe, auf der er geschlafen, und der Hoodie, mit dem er sich zugedeckt hatte. Sein Rucksack war fort. Carmen war fort. Und …
Robin griff panisch an seine Gürteltasche. Auch die war nicht mehr da!
„Was zum Teufel …?“ Panisch sprang er auf, schaute sich erneut um, befühlte seine Hosentaschen. Das war doch nicht möglich! Nein! Nein! Nein! Das durfte nicht sein! Alles war weg! Nicht nur sein Rucksack, sondern auch seine Gürteltasche mit seinem Portemonnaie. Sein ganzes Geld! Seine Kleidung! Einfach alles. Robin hatte nur noch das, was er am Leib trug, seinen Hoodie, die blöde Pappe und – wenigstens noch Little John, der ihm treu geblieben war. Im Gegensatz zu Carmen, die so freundlich getan und ihn dann ganz fürchterlich abgezockt hatte.
„Verdammt!“, brüllte Robin voller Wut. „Verdammt! Verdammt! Verdammt!“